

Bibliothek deutscher Original-Romane.



von

Amely Bölte, Julie Burow (Frau Pfannenschmidt), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ida von Düringsfeld, Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, A. von L., Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Eduard Maria Oettinger, Louise Otto, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1865. Zwanzigster Jahrgang. 1865.

Zwölfter Band.

Leipzig.
Ernst Julius Günther.

König Murat's Ende.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Am Hofe zu Neapel war ein hoher Besuch angekommen, welcher unter den jetzigen Verhältnissen allgemeines Aufsehen erregte: die Schwester der Königin, die Fürstin Pauline Borghese. Noch mehr, sie kam von Elba, wo der entthronte Kaiser mit dem leeren Titel seiner ehemaligen Macht und einer kleinen auserwählten Schaar seiner alten Garde den ihm von den Siegern angewiesenen Wohnsitz genommen hatte. Man wußte, daß Pauline Bonaparte ihrem kaiserlichen Bruder mit einer schwärmerischen Liebe bis zum Fanatismus ergeben war, und dennoch kam sie, wie man erfahren hatte, unmittelbar von Longone, seiner Residenz, an den Hof ihres Schwagers, der im Unglück ihn verlassen und dadurch wesentlich zu seinem Sturze beigetragen hatte. Die innige Freundschaft, welche einst zwischen ihr und Murat bestanden, eine Freundschaft, welche der Kaiser mit argwöhnischen Blicken ungern gesehen hatte, die

Sehnsucht, ihre Schwester wiederzusehen, konnten diesen Besuch allein nicht erklären, aber sie war vielleicht eine Botin der Versöhnung. Die hochherzige Seele des Kaisers hatte sich über sein Unglück erhoben und er verzieh in seiner Großmuth vor allen dem Verwandten und ehemaligen Waffengefährten in den Tagen des Ruhms, jetzt, da sein Schicksal erfüllt und seine Laufbahn auf immer beschlossen war. So deuteten Viele den Besuch der schönen Frau, welcher zu Ehren am Hofe neue und glänzende Feste gegeben wurden.

Die Eingeweihten aber, welche den Gang des Congresses zu Wien mit scharfen Augen beobachteten, wie es auch Napoleon auf Elba, mit den besten Nachrichten bedient, vermochte, konnten in der Erscheinung der Fürstin Pauline noch ein anderes Zeichen sehen. Ein geistreicher und witziger Herr, der Fürst von Ligne, hatte gesagt, als man ihn nach dem Gange des Congresses fragte: „Der Congreß geht nicht, er tanzt!" Wirklich schien die Hochflut der Vergnügungen, welche die Vereinigung der gekrönten Häupter, der vornehmsten, interessantesten und schönsten Persönlichkeiten von ganz Europa in der Kaiserstadt an der Donau täglich höher anschwellen ließ, den ernsten Gang der Geschäfte, die Entscheidung über das Schicksal von Millionen ganz zu überdecken. Aber wie dem auch sein mochte, für Murat von Neapel

hatte der Gang des Congresses nach dem kurzen Sonnenblicke, der ihn geblendet, eine bedenkliche Wendung genommen und der Tanz konnte für ihn leicht ein Waffentanz werden. Die Berichte, welche er von Wien erhielt, lauteten immer bedrohlicher, und er konnte sich auf dieselben verlassen, denn er hatte die Männer seines Vertrauens dorthin geschickt und sandte auch später von Zeit zu Zeit einzelne Generale oder andere Räthe ab, von deren Einsicht und Geschicklichkeit er wesentliche Dienste erwartete.

Der günstige Moment, wo man sich bei dem Zerwürfniß um Polen von beiden Seiten durch ein Bündniß mit dem Könige von Neapel zu stärken suchte, war vorüber. Die Anschuldigungen, daß er im italienischen Feldzuge nicht ehrlich gehandelt habe, kamen wieder zum Vorschein; neuer Verdacht, daß er mit Anschlägen zur Vergrößerung seiner Macht, vielleicht durch einen unvorhergesehenen Schlag, umgehe, wurde gegen ihn erregt, und freilich gaben die Rüstungen dazu Anlaß, welche Murat ununterbrochen betrieb, weil er wohl sah, daß er sich nicht mehr auf den guten Willen seiner Alliirten, sondern einzig und allein auf seine Macht, wenn diese imposant genug war, verlassen durfte. Als seinen Hauptfeind sah er Talleyrand an, welchen er sogar beschuldigte, vom Könige Ferdinand das Versprechen einer Million

Franken für den Thron von Neapel angenommen zu haben. Frankreich rüstete bereits, und es konnte in keiner andern Absicht geschehen, als den legitimen König beider Sicilien gegen den Emporkömmling zu unterstützen, welchen all die übrigen wieder eingesetzten Fürsten Italiens nur mit Argwohn und steigendem Widerwillen in ihrer Reihe duldeten. Er war ein zu gefährlicher Nachbar, weil er mächtig, ehrgeizig, kriegslustig und ein Sohn der Revolution war, die er wieder zu seinen Zwecken heraufbeschwören konnte. Fürst Metternich hatte schon ein Abkommen angedeutet, welches mit ihm zu treffen wäre; es war mehr als früher die Rede davon, daß er die Marken, welche ihm zugesichert waren, wieder an den Papst abtreten solle, und seine Gesandten wurden nicht gut aufgenommen, während die des Königs Ferdinand bei allen Sitzungen freien Zutritt hatten.

Der König war in heftiger Aufregung, als er aus dem Munde eines seiner zuverlässigsten Diener, welchen er zu diesem Zwecke von Wien zurückberufen, den eingehenden Bericht über Alles vernahm, was derselbe zu Wien wahrgenommen hatte. Er ging mit starken Schritten im Saale umher und rief: „Sie sollen sich täuschen, wenn sie glauben, mit mir wie mit einem lästigen Bettler umspringen zu dürfen. Ich bitte nicht, ich fordere! Sie fürchten sich vor mir, darum möchten sie mich zu einem

Fürstlein dritten oder letzten Ranges, womöglich zu dem des Fürsten von Monaco, herabdrücken; auf eine reiche Pension käme es ihnen dann nicht an. Sie fürchten sich, Camillo, das ist Alles! Sie haben ihren Völkern die Wohlthaten wieder genommen, welche ihnen der Kaiser mit vollen Händen gespendet hatte; mein Volk ist noch im Vollgenusse aller deren, die es mir verdankt; sie fürchten, ich könne das Banner von Italien entfalten, wie Sie mir einst gesagt, mein treuer Freund, und ganz Italien werde mir zufallen. Vielleicht wäre jetzt der Zeitpunkt dazu!" Er hielt inne, als erwarte er eine Zustimmung. Camillo Angri aber schwieg und hatte die Augen auf den Boden geheftet.

Auch der König schwieg eine Weile, dann fuhr er ruhiger fort: „Sie sollen mich wenigstens auf meiner Hut finden. Die Presidien von Toscana, seit drei Jahrhunderten im Besitz meiner Vorgänger, sind mir schon durch Lecchi's und Rospigliosi's unbegreifliche Vergessenheit, wenn ich es nicht Verrath nennen soll, verloren gegangen; wenn sie die Wichtigkeit derselben für uns erkannt und auf ihre Erhaltung für mich bestanden hätten, damals würde kein dauernder Widerspruch erhoben worden sein. Nun ist es zu spät. Aber die Marken wenigstens lasse ich mir nicht nehmen. Ich werde meine Truppen dort verstärken und die Festungswerke von An-

cona in einen Vertheidigungszustand setzen, daß sie sich wohl besinnen werden, dieselben anzugreifen. Doch das sind militärische Angelegenheiten, denen Sie niemals Interesse geschenkt haben, Angri. Ich weiß, es ist Ihre Schuld nicht, daß die Natur Sie für eine andere Laufbahn bestimmt hat, als die der Waffen! Ich bedarf treuer Diener in jedem Zweige meiner Staatsregierung. Daß ich Sie jetzt aus Wien zurückberufen habe, geschah aber noch aus andern Gründen, aus Rücksichten für Sie selbst. Dort, fürchte ich, wird man bald nur dann mein Recht achten, wenn ich es mit hunderttausend Bajonetten geltend machen kann. Hier aber haben sich in Ihrer Familie wunderliche Dinge zugetragen, welche Ihnen die Rückkehr gewiß wünschenswerth erscheinen ließen."

„Ich danke Ew. Majestät für diesen neuen Beweis Ihrer Gnade", erwiderte Camillo, sich tief verneigend, „aber geschehene Dinge lassen sich nicht ändern, und es ist am besten, sie der Vergessenheit zu übergeben."

„Haben Sie Nachforschungen angestellt? Ihren Schwager gesprochen?" fragte der König.

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, bei meiner Ankunft in Neapel nicht Privatangelegenheiten den Vorrang zu geben, sondern mich zuerst bei Ew. Majestät zu melden".

„Sie sind der Mann der strengen Grundsätze!" rief

Murat. „Auch ich halte die Consequenz im Handeln für die beste Richtschnur, aber es gibt doch Lagen, wo man sich davon lossagen und andere Wege einschlagen muß. Ich erkenne Ihren Eifer für meinen Dienst an, gebe Ihnen aber nun vollkommene Freiheit, sich Ihren eigenen Interessen zu widmen, denn es sind doch immer auch die Ihrigen, wenn es sich um die Person Ihrer Schwester handelt. Ich weiß, Sie sind mit ihr gespannt gewesen, wie Sie auch mit Ihrem Vater nicht im besten Verhältniß stehen. Das Letztere kann ich begreifen. Ihr Vater ist ein Anhänger der Bourbons. Ich ehre sein loyales Verfahren, diese Anhänglichkeit nicht zu leugnen und doch sich jeder feindseligen Demonstration oder Handlung gegen meine Regierung zu enthalten; darum hat er meine Achtung; in meinen Staaten wird Niemand um seiner politischen Grundsätze willen verfolgt, wohl verstanden, Angri, wenn diese nicht zu offenem Aufruhr oder heimlichen Verschwörungen führen. Sie haben sich aus Ueberzeugung dem Wohl des Vaterlandes in meinem Dienst geweiht, darum mag sich Ihr Vater Ihnen entfremdet haben. Warum aber dies gespannte Verhältniß mit Ihrer Schwester? Halten Sie nicht länger zurück, weichen Sie mir nicht aus! Wenn Ihr fürstlicher Stolz sich gegen die Verbindung mit einem deutschen Offizier von einfachem Adel sträubte, nun, so habe ich

diesen zu höherem Range erhoben, ihm eine Dotation verliehen, und ich sollte meinen, daß Sie nicht so streng alten Vorurtheilen anhängen könnten, nach Allem, was ich von Ihnen schon über dieses Thema gehört habe."

„Sie beschämen mich, Sire, durch das Interesse, welches Sie an den Verhältnissen meiner Familie nehmen."

„Nicht ich allein, auch die Königin, welche in letzter Zeit Ihrer Schwester einen besondern Antheil zugewendet hat", versetzte der König. „Also stehen Sie mir endlich Rede!"

Wenn Murat den tiefern Grund, welcher ihn zu dieser kaum mehr abzuwehrenden Frage trieb, zu verstecken wußte, in Camillo fand er seinen Meister. „Ich würde in Verlegenheit sein, Ew. Majestät zu sagen, wie sich das Verhältniß zwischen meiner Schwester und mir, das Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen ist, allmälig gestaltet hat, denn soweit ich denken kann, bis in die Kindheit zurück ist es nicht anders gewesen. Der Unterschied der Jahre mag von Anfang an dazu beigetragen haben, auch die Verschiedenheit unseres Temperaments; ich bin immer ernst gewesen, da die Natur, wie Ew. Majestät sagten, mir Fesseln angelegt hat, Virginia war ein heiteres, ausgelassenes Kind, und ist es geblieben."

„Sie haben sie wohl lange nicht gesehen!" rief der König. „Aber das erklärt nichts. Orkum sagt mir, daß Sie sein Haus niemals betreten haben! Das ist unnatürlich, Angri."

„Nur meine Schwester würde davon Rechenschaft geben können", erwiderte Camillo. „Nicht ich habe mich von ihr zurückgezogen, sondern sie hat mich fern gehalten; ich weiß mir keine Schuld beizumessen, Sire."

„Sie scheinen gar nicht zu wissen, was sich zugetragen hat!" rief Murat immer gereizter. „Nach Ihren Worten muß ich glauben, daß die Entfernung Ihrer Schwester Ihnen ganz unbekannt geblieben ist!"

„Ich weiß darum, wie ich Ew. Majestät schon andeutete. Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern und es ist am besten, sie der Vergessenheit zu übergeben."

„Sie werden doch Nachforschungen anstellen? Orkum ist zu fremd hier, zu ungeschickt; er steht außer aller Verbindung mit der Familie, kennt die Verhältnisse nicht; seine Schritte sind natürlich, weil ohne Energie betrieben, ganz erfolglos gewesen. Sie dagegen werden Vermuthungen haben, wohin die Unbesonnene sich begeben hat, Sie werden ihre Spur finden und verfolgen!"

„Und wozu sollte das führen, Sire?" entgegnete Camillo. „Zur Wiedervereinigung mit dem Manne, den

sie verlassen hat, oder zur Bestrafung, zur Einschließung in klösterliche Mauern?"

„Sie sind der Mann eiserner Strenge, nur nicht da, wo sie nothwendig ist!" entgegnete der König im höchsten Unmuth. „Doch es ist Ihre Sache, was Sie thun wollen, ich habe mich nicht darum zu kümmern; es war nur mein Antheil an Ihnen, und der Skandal, das Aufsehen, welches der Vorfall erregt hat, die Indignation der Königin. Handeln Sie ganz nach Ihren Grundsätzen. Ich habe Ihnen nur noch zu sagen, daß ich Ihren Schützling, für den Sie sich gewissermaßen verbürgten, ich meine den Vetter Orkum's, nach einer Revision der Acten des Kriegsgerichts begnadigt habe."

„Sire!" rief Camillo freudig überrascht.

„Das heißt zu lebenslänglichem Gefängniß!" versetzte der König mit einem strengen Blick. „Sie nehmen einen Antheil an diesem Hochverräther, der mich wahrhaft frappirt. Es scheint Ihre schwache Seite zu sein, sich für die Revolutionäre zu interessiren. Nehmen Sie sich vor General Manches in Acht, Angri, ihm gilt kein Ansehen der Person und ich decke Sie nicht mit meinem Schilde!"

„Mein Schild, Sire, ist mein Bewußtsein!" erwiderte Camillo ehrerbietig, aber fest. „Ich danke Ew. Majestät, daß Sie meine Bitte, die ich beim Abgange

nach Wien einzureichen mir erlaubte, wenigstens so weit berücksichtigt haben. Nun dem Baron Orkum das Leben erhalten ist, gedenke ich ihm auch die Beweise zu schaffen, welche seine Unschuld an dem schweren Verbrechen, das Sie eben ausgesprochen haben, in volles Licht stellt."

„Ein Hochverräther ist er seiner Gesinnung nach, die er ungescheut vor seinen Richtern ausgesprochen hat!" rief der König. „Es ist eine Wohlthat für ihn, daß der Kerker ihn abhält, sie durch Thaten zu bekräftigen. Mit den Beweisen seiner Unschuld brauchen Sie sich nicht weiter zu bemühen, da es festgestellt ist, daß er nicht das Billet in Chiffreschrift abgesendet hat, welches der Gerechtigkeit ein schuldiges Haupt entziehen wollte. Genug davon! Ich werde Sie rufen lassen, Prinz Angri, wenn ich wieder Ihrer Dienste bedarf."

Camillo war entlassen. In den letzten Aeußerungen des Königs glaubte er eine Andeutung zu erkennen, welche ihn beunruhigen konnte, denn er war sich wohl bewußt, ein gefährliches Spiel zu spielen, und gerade weil ihm der König sein Vertrauen früher so unbedingt geschenkt hatte, mußte dieser, wenn er sich darin getäuscht fand, um so erbitterter gegen ihn werden. Bei gehöriger Ueberlegung kam er aber doch zu der sichern Annahme, daß der König keinen wirklichen Argwohn gegen ihn hege. Camillo kannte seinen Charakter genau;

er wußte, daß er zwar in Sachen der Politik oder seiner eigenen Handlungen eine gewisse Verschlagenheit besaß und versteckt war, doch aber sonst zu heftig und aufbrausend, um seinen Zorn zu bemeistern. Hätte er gegen ihn einen wirklichen Verdacht gefaßt, so würde derselbe bei seinem Anblick unfehlbar zu einem Ausbruche seines Unwillens über vermeintlichen Undank und Verrath geführt haben. Camillo beruhigte sich also und schritt auf seiner gefährlichen Bahn weiter. In stillen Stunden konnte er sich allerdings seines eigenen Gefühls nicht erwehren, das ihm auch manchen Vorwurf machte, wie ihn der König nur hätte machen können, aber stand nicht über allen diesen Rücksichten hoch erhaben das Ziel, das ihm winkte, und mußte er ihm nicht jedes persönliche Opfer bringen, selbst das seiner Redlichkeit? „Das sind Sophismen!" rief es bei diesem Gedanken, durch den er sich beschwichtigte, oft in seiner Seele. „Der Brigant mit den Waffen in der Hand, selbst der Bravo mit dem Dolch ist besser als der falsche Freund, welcher den blumenbekränzten Giftbecher kredenzt!" Aber er hatte seine Wahl getroffen und konnte nicht mehr zurück; wenn nur das Ziel für Italien gewonnen wurde, mochte man seinem Andenken immer mit Verachtung fluchen.

Er hatte dem Könige der Wahrheit gemäß gesagt,

daß seine Pflicht ihn zuerst zum Palast geführt habe, doch wußte er bereits Alles, was für ihn zu ermitteln gewesen war. Sein Vater war bald, nachdem er den Brief, den ihm Camillo bei seiner Abreise geschrieben, durch einen Eilboten empfangen hatte, nach Neapel gekommen, hatte aber Virginia nicht mehr gefunden. Er war nicht nach der Casa dell' Orme zurückgekehrt, sondern hatte sich nach seinen Besitzungen in der Basilicata begeben. Dort, wo Virginia einst eine Zuflucht gefunden hatte, als es nothwendig war, glaubte er sie vielleicht wiederzufinden, auf sein Vaterherz vertrauend. So hatte er seinem Sohne in einem kurzen Briefe nach Wien geschrieben. Weiter hatte Camillo dort von ihm nichts gehört; zwei Briefe, welche er an ihn gerichtet hatte, waren unbeantwortet geblieben. Auf anderem Wege hatte er aber erfahren, daß der Fürst Hettore zu allgemeiner Verwunderung seinen Wohnsitz in der Villa Angri genommen habe, als sehe er die Schenkung, welche er einst seiner Tochter mit dieser herrlichen Besitzung gemacht, durch ihre Flucht für widerrufen an. Ob er mit seinem Schwiegersohne darüber irgend ein Abkommen getroffen hatte, wußte Niemand. Graf Orkum war nicht mehr in Neapel. Der König, so hieß es öffentlich, habe ihn mit irgend einem militärischen Auftrage verschickt, oder ganz und gar von seiner Person entfernt und dem

General Carrascosa, Befehlshaber in den Marken, zugetheilt; Andere glaubten aber, er sei auf der Verfolgung seiner Frau begriffen. Camillo hoffte, da er jetzt seinem Vater so nahe war, von ihm Aufklärung über viele Zweifel zu erhalten und schrieb ihm, von der Audienz nach Hause gekommen, ein Billet, in welchem er ihn um Erlaubniß bat, ihm in der Villa Angri seinen Besuch machen zu dürfen. Dem Vetter Emilio, welchen er beleidigt hatte — und er konnte sich nicht ableugnen, daß es absichtlich geschehen war — hatte er gleich nach seiner Ankunft in Neapel seine Karte ohne ein erklärendes Wort geschickt und erwartete nun die Schritte, welche Emilio thun würde. Statt eines Cartelträgers wurde ihm aber, als er eben den Diener mit dem Billet nach der Villa-Angri abgefertigt hatte, der Prinz, sein Vetter, in Person gemeldet, und ein Lächeln bitterer Verachtung umspielte seinen Mund. Er nahm ihn jedoch an, denn er konnte von ihm wohl mehr hören als selbst von seinem Vater. Ohne alle Verlegenheit, mit der freundlichsten Miene von der Welt trat Emilio ein und eilte auf Camillo zu, der ihm entgegenhinkte.

„Glücklich heimgekehrt?“ rief er nach einem mißglückten Versuche, ihn zu umarmen. „Ich danke Dir, daß Du mich sogleich durch Deine Karte davon benachrichtigt hast. Es ist mir ein angenehmer Beweis, daß

Du mich nicht für so kleinlich hältst, Deinen hübschen Witz bei unserem letzten Abschiede übelgenommen zu haben."

„Wollen wir es aber nicht bei unserem bisherigen Verhältniß belassen, Cousin?" fragte Camillo ruhig. „Sie beehren mich mit dem brüderlichen Du, dessen ich durchaus nicht würdig bin."

Es zuckte über Emilio's Gesicht, aber er wurde gleich wieder freundlich. „Verzeihen Sie, mein lieber ceremonieller Herr Cousin, daß es mir bei diesem unerwarteten Wiedersehen war, als könnte ich Sie gar nicht anders als Du nennen. Wenn Sie aber kein näheres Verhältniß zwischen uns wünschen, so bescheide ich mich. Meinerseits habe ich Ihnen wenigstens den Beweis geliefert, daß mich der Gaukler von Reggio nicht getroffen hat. Wäre das der Fall gewesen, so würde ich nicht zu Ihnen gekommen sein, sondern, wie es unter Männern von Ehre üblich ist, Genugthuung gefordert haben. Das konnten Sie von meinem Point d'honneur erwarten. Für einen bloßen Scherz oder, wenn Sie wollen, für ein Mißverständniß von einem nahen Verwandten Rechenschaft fordern zu wollen, wäre wahrhaft lächerlich gewesen. Sie können mich nicht im Ernst für den Gaukler von Reggio, den ich bildlich gebrauchte, gegen meine eigene Cousine gehalten haben."

„Wer auch die giftige Schlange ausgesetzt hat“, erwiderte Camillo, „sein Zweck ist nur zu gut erreicht worden.“

„Glauben Sie?“ entgegnete Emilio, und sein Ton klang fast wie ein bitterer Zweifel. „Wer kann immer die Absichten alles Thuns und Lassens durchschauen? Wendet der Arzt nicht Messer und Höllenstein zu wohlthätigen Zwecken an?“

„Setzen Sie sich“, sagte Camillo. Der Vetter nahm Platz, holte tief Athem und fragte, ob er bereits von Allem unterrichtet sei, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen habe. „Ich meine natürlich nur, was uns angeht“, setzte er hinzu.

„Ich habe es gehört, halte aber mein Urtheil vor mir selbst zurück, bis ich den nähern Zusammenhang kenne“, erwiderte Camillo. „Wer kann, wie Sie mit Recht sagen, die Absichten alles Thuns und Lassens durchschauen?“

„O, hier ist es doch nicht so schwer!“ rief Emilio. „Die Sache war zu sehr auf die Spitze getrieben, ein längeres Abwarten war nicht möglich, der heroische Entschluß, Alles über sich ergehen zu lassen, nicht ausführbar. Es gab freilich noch einen bessern Ausweg, als den sie ergriffen hat; es wurde ihr eine Rettungshand geboten —“

„Von Ihnen?“ fragte Camillo verächtlich.

Emilio sah ihn überrascht an, doch antwortete er: „Gleichviel, von wem! Es war die Hand eines Freundes. Sie hat dieselbe zurückgestoßen und ist lieber mit ihrem deutschen Galan über die Berge gegangen!“ Er sagte das mit einem Ingrimm, der seine Stimme beben ließ.

„Was reden Sie da!“ rief Camillo. „Wenn Sie Ihre frühern gehässigen Insinuationen wieder aufnehmen wollen, so kann ich Ihnen sagen, daß Baron Orkum noch in Haft sitzt, verurtheilt zu lebenswieriger Gefangenschaft.“

„O ja!“ lachte Emilio bitter. „Das heißt so, das ist das Opium, das alle Verfolgung einschläfern soll! Ich weiß es besser. Wie er aus dem Gefängniß entkommen ist, ob unter der Hand entlassen auf höhern Befehl, oder durch Bestechung seiner Wächter, oder gewaltsam ausgebrochen mit Hülfe von außen, das ist ganz gleichgültig; das Paar ist vereint und lacht uns jenseits der Alpen, wohin kein Arm aus Italien reicht, in voller Sicherheit aus!“

„Haben Sie Beweise?“ fragte Camillo, für welchen diese so bestimmt ausgesprochene Nachricht auch in anderer Beziehung wichtig war; sie überhob ihn der Schritte, die er thun mußte, für welche er aber noch keine ihm

genügende Form gefunden, weil er entschieden auf Freisprechung, selbst vom Militärgericht, bei Revision der Acten gerechnet hatte.

„Lassen Sie mich eine Gegenfrage thun", versetzte Emilio. „Wer hat Ihnen gesagt, daß Baron Orkum zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurtheilt ist?"

„Der König."

Emilio verbeugte sich mit ironischem Lächeln. „Nun, dann ermitteln Sie, was Ihnen nicht schwer fallen wird, in welchem Gefängniß der blonde Adonis sitzt", erwiderte er. „Stellen Sie dort eine Nachfrage an, ob er noch fest unter Schloß und Riegel vorhanden ist, und wenn der Commandant des Castells Ihnen gestehen muß: „Horror vacui!" so werden Sie mir die Ehre geben, daß ich besser bedient bin als Sie, wenn meine Nachrichten auch aus minder erhabenem Munde stammen. Ja, Cousin, Sie haben zwar stets auf meine geistigen Capacitäten geringschätzig herabgesehen, am Ende flößen sie Ihnen aber doch noch ein wenig Achtung ein."

„Wenn Sie Recht haben, so ist für uns Alles vorüber und wir begraben die Vergangenheit!" sagte Camillo.

„So denke ich nicht!" fuhr Emilio auf. „Haben Sie Ihren Vater schon gesprochen? Er wohnt in der Villa."

„Ich weiß es, bin aber eben angekommen und habe mich zuerst zum König begeben müssen.“

„Zum Könige, freilich! Sie bringen ihm Nachrichten vom Congreß, wo ja Alles prächtig stehen soll. Man raunte sich hier schon in die Ohren, Sie seien in Ungnade gefallen, aber Sie haben Ihre Neider zu Schanden gemacht; der König, sagt man jetzt, müsse von Ihnen ein Liebeselixir empfangen haben, daß er gar nicht von Ihnen lassen kann, obgleich Sie ihm in seinen Lieblingsideen opponiren, was er sonst von Niemand verträgt. Was mich betrifft, so bin ich wahrhaft erfreut, daß Sie fest bei Ihrer gewählten Fahne halten und ein ebenso entschiedener Bonapartist sind als ich.“

„Ein Bonapartist?“ fragte Camillo, welcher diese Reden mit leichtem Stirnrunzeln angehört hatte.

„Freilich! unser König ist nichts durch sich, Alles durch Bonaparte! Und wenn auch Manches vorüber ist“, setzte er mit schlauem Blinzeln hinzu, „Alles noch nicht! Haben Sie gehört, daß die schöne Schwägerin Paolina Borghese hier gewesen ist, von Elba kommend, nach Elba zurückkehrend? Und wissen Sie, daß auch andere Leute, nicht so hervorragende Personen, aber kühne, unternehmende Geister aus Frankreich bei uns kommen und gehen, nicht öffentlich durch die Ausrufer der Todostraße angemeldet, sondern incognito als unscheinbare

und unverdächtige Reisende? Der Herr Staatsrath werden mir armem beschränktem Manne vielleicht sagen können, was das Alles bedeutet."

„Ein so entschiedener Bonapartist kann darüber nicht im Zweifel sein", versetzte Camillo ironisch. „Sie verstellen sich auch nur. Ihre Verbindungen setzen Sie in Stand, nicht blos das Inventarium der Staatsgefängnisse an wirklich vorhandenen oder fehlenden Verbrechern zu controliren, sondern auch die tiefsten Geheimnisse, welche Dinge der Zukunft noch umschleiern, zu ergründen. Unter uns glaube ich aber in Ihre Ideen eingehen zu dürfen; Sie wissen ja: der treueste und verschwiegenste Busen! Es handelt sich darum, gestehen Sie nur, unsern König, der noch frei und mächtig als letzter unerschütterlicher Pfeiler des Bonapartismus dasteht — erinnern Sie sich des Generals Monk?"

„Nein, den Namen habe ich nie gehört!" rief der Vetter begierig. „Wo steht er, in welcher Armee?"

„Wo er jetzt angestellt ist, ob bei den himmlischen Heerschaaren oder bei der schwarzen Leibgarde Lucifer's, kann ich Ihnen nicht sagen", erwiderte Camillo ernsthaft. „Sie denken an die Gegenwart, ich rede von der Vergangenheit. Denken Sie doch an das englische Königshaus der Stuarts! Nach Cromwell's Tode — der General, welcher dasselbe auf den Thron zurückführte,

die gestürzte Herrschaft wieder aufrichtete; diesen Monk meine ich, und wenn ich Sie recht verstanden habe, so glauben Sie oder wissen vielmehr, daß unser König die Rolle des Generals Monk spielen wird."

„Sie halten das für möglich?" rief Emilio, dem der Kopf schwindelte. „Der Kaiser —"

„St!" unterbrach ihn Camillo, die Hand auf den Mund legend, indem er sich bedenklich nach der Thür umsah. Das geistige Uebergewicht, gegen welches Emilio rebellische Titanengelüste gehegt hatte, war vollkommen wiederhergestellt. Der Vetter konnte vielleicht in kleinlichen Intriguen und Verfolgungskünsten sich einer gewissen Meisterschaft rühmen, aber sein Blick reichte nicht weit, weder in die Höhe, noch in die Tiefe, und großartige Ideen waren ihm ganz fremd. „Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich Ihres Vertrauens in einer so gefährlichen Sache gewürdigt haben", fuhr Camillo dann fort. „Gehen auch unsere Ansichten in Beziehung auf unsere Familieninteressen etwas auseinander, hier begegnen sie sich. Nur muß ich doch zur äußersten Behutsamkeit rathen."

„Ich bitte Sie, Cousin, der Gedanke, den Sie da aussprachen, ist mir ganz neu."

„Erlauben Sie, ausgesprochen habe ich nichts! Sie verstellen sich, Sie bereuen den Moment des Ver-

trauens wieder. Gut, wir wollen auch das auf sich beruhen lassen!"

Der Vetter war jedoch zu aufgeregt durch diese wahrhaft blendende Perspective, als daß er sogleich zu beschwichtigen gewesen wäre; er hatte, nach seinem Lieblingsausdrucke, den anmaßlichen Cousin etwas kitzeln wollen und schien dabei einen reellen Punkt getroffen zu haben; offenbar wußte Camillo um Vieles, was ihm, der doch hier an der Quelle gesessen hatte, verborgen geblieben war, und wollte jetzt, da Emilio unklugerweise seine Unkenntniß verrathen hatte, nicht weiter mit der Sprache heraus. Er hätte nicht sagen müssen, daß ihm der Gedanke neu sei, er hätte den Eingeweihten spielen müssen; nun war Alles verdorben und er mußte die Versuche, den Schlauen aus seiner Zurückhaltung hervorzulocken, bald aufgeben.

„Wissen Sie denn das Neueste vom König Ferdinand, unserem gewesenen Souverän?" fragte er, um doch endlich seinerseits wieder festen Boden zu gewinnen, da ihm bei dem Gespräche war, als gehe er auf einer Zitterwiese.

Camillo wußte hier wirklich nichts und Emilio freute sich, ihm eine Neuigkeit erzählen zu können.

„Denken Sie, er hat sich schon getröstet über den Verlust der Königin", sagte er, sich die Hände reibend. „Er hat schon wieder geheirathet. Die Wittwe des

Fürsten Partanna, seine alte Geliebte! Ist das nicht grandios? Lucia Migliaccio! Der strenge Cato wird sich nicht um die frühern Galanterien der schönen Frau gekümmert haben; als sie aber verheirathet war, gefiel sie dem Könige, und nun ein glücklicher Zufall gewollt hat, daß sie durch den Tod ihres Mannes und er durch den der Königin frei geworden, hat er sie geheirathet trotz ihrer vielen Kinder! Die Trauung ist ganz geheim in der Hofkapelle vollzogen worden, fünfzig Tage nach dem Tode der Königin. Was sagen Sie dazu? So eilig haben sie es gehabt, daß sie nicht einmal warteten, bis im ganzen Lande die Trauerfeierlichkeiten um die verstorbene Königin vorüber waren!"

Emilio war in seinem Elemente, als er diese Nachricht vortrug; für Camillo hatte sie nur insofern eine Wichtigkeit, als er der Meinung war, daß dieser Mangel an Pietät dem Könige Ferdinand beim Volke in Sicilien und auch in Neapel schaden müsse, obgleich hier das Andenken der Königin Karoline nicht gesegnet war, da man einen Theil der bei der Wiederherstellung des Reichs von 1799 begangenen Grausamkeiten und die fortwährende Nährung der innern Unruhen ihr zur Last legte. Indessen hatte Camillo seine Hoffnungen nicht auf eine zweite Wiederherstellung der Bourbons gesetzt; sie nahmen noch immer einen ganz andern Flug, wenn auch ihre

Schwingen durch das, was in Europa vorging, an Kraft verloren hatten. Eine Weile beschäftigte er sich noch damit, als Emilio endlich unter wiederholten, aber ebenso vergeblichen Bemühungen, ihn zu weiterem Aussprechen über den großen Gedanken, den er angedeutet hatte, von ihm geschieden war, dann wendete er seinen Geist wieder auf Dinge, die ihm persönlich am Herzen lagen. Er mußte sich Gewißheit verschaffen, ob Alexander Orkum wirklich das Gefängniß verlassen hatte, für ihn war das von großer Wichtigkeit.

Zweites Kapitel.

Vater und Sohn.

Unter der Platane vor der Villa Angri, wo Graf Orkum bei seinem verfehlten Besuche vor Virginia's Entfernung das liebliche Kind mit seiner schönen Wärterin gefunden hatte, lag heute auf dem Rasen, den der mächtige Baum mit seinen Zweigen beschattete, ein Mann und sah, auf den Ellbogen gestützt, unverwandten Blickes die Cypressenallee hinauf, ob der Wagen, den er erwartete, sich nicht bald zeigen werde. Endlich kam das rasche Gespann, von der Straße ablenkend, durch die düstern Bäume daher; der Mann erhob sich und ging dem Wagen weit entgegen. Als derselbe näher gekommen war, zog er den Hut vor dem einzelnen Herrn, welcher auf der offenen Calesina saß und blieb stehen.

„Halt!" gebot der Ankommende seinem Kutscher, als er mit großem Erstaunen den Mann in bürgerlichem Kleide, der ihn begrüßte, wiedererkannte. Der Wagen hielt; der Herr sprang ab, befahl seinem Kutscher bis

auf weitere Anordnung halten zu bleiben und winkte dem Manne, welcher noch mit dem Hut in der Hand am Wege stand, sich zu bedecken und mit ihm zu gehen.

„Tommaso", sagte er, als er einige Schritte von dem Wagen entfernt war, „wie kommst Du hierher?"

„Ich bin wieder bei meinem gnädigen Herrn", antwortete der Mann. „Er hat mich aufgenommen, als ich nicht wußte, wie ich mein elendes Leben retten sollte. Ich wurde gehetzt wie ein wildes Thier; was half es mir, daß der König mich abermals begnadigt hatte? Wer glaubte es mir?"

„Du bist zu spät gekommen! Wär' das nicht der Fall gewesen, so würde edles Blut nicht vergossen worden sein und Du hättest unter allen Umständen einen gütigen Herrn gefunden, welcher für Dich gesorgt und Dich bis auf bessere Zeiten mit sich genommen hätte, wohin er sich auch gewendet haben würde. Warum aber bist Du zu spät gekommen, Unglücklicher? Du hast Dich unterwegs unnütz aufgehalten!"

„Ich glaubte die zwei Stunden, welche der Umweg mich kostete, durch die Schnelligkeit meines Pferdes wieder einbringen zu können", erwiderte Mas' Antonio mit einem erleichterten Athemzuge, als er sah, daß der Prinz nicht, wie er gefürchtet, seinen Zorn über ihn ausgoß. „Ich wußte, daß ein Herz meinetwegen in großer Angst und

Sorge war; ich wollte sie nur einen Augenblick sprechen und ihr die Freude machen, mich frisch und frei zu sehen, und es wäre auch kein Zeitverlust gewesen, wenn mein Unglück mich nicht einem Streiftrupp in den Wurf geführt hätte. Sie schrien mich an, als sie mich so eilfertig daherkommen sahen; ich hatte aber nicht Lust, ihnen Rede zu stehen, war ich doch ein freier Mann und in meinem Recht, sah nicht aus wie ein Landstreicher, rief ihnen also zu: „Hab' keine Zeit!“ und jagte vorüber. Ehe sie wenden konnten, war ich fünfzig Sprünge voraus und mein kleiner Rappe schnell wie ein Vogel. Hatten sie überhaupt das Recht, jeden anständig gekleideten Menschen auf der Straße anzuhalten? Aber sie schrien doch wieder hinter mir her, ich solle halten, wenn ich nicht eine Kugel nachgeschickt haben wollte. Da lachte ich sie aus und machte ihnen eine Fica; zwei, drei Schüsse fielen und die Kugeln pfiffen mir wirklich um die Ohren, der vierte Schuß traf mein armes Pferd, daß es mit mir ein Rad schlug und liegen blieb. Zum Glücke war es dicht am Eingange einer steilen Schlucht; ich raffte mich schnell auf, ehe sie herankamen, sprang wie eine Katze zwischen den Klippen hinauf, wo sie mir nicht folgen konnten, und war ihnen bald entschwunden. Damit aber war's um mein schnelles Fortkommen geschehen; ich fand zwar in den Bergen einen alten Freund und Gesellen, der mit mir

unter dem Tr—, das heißt unter dem Cardinal Ruffo gekämpft hatte, und er gab mir ein gutes Maulthier, aber ich kam doch zu spät. Sie hatten ihn schon in Cosenza gekirrt und eingefangen; ich kam gerade zurecht, um ihn sterben zu sehen."

„Erzähle mir! Ist er gestorben wie ein Mann?" fragte der Prinz mit großem Antheil.

„Wie ein Held!" rief Mas' Antonio. „Ich habe einen Andern sterben sehen, den sie Fra Diavolo nannten; das war ein Unterschied!"

„Und was hast Du mit meinem Briefe gemacht? Du hast ihn doch vernichtet?" fragte der Prinz.

„Er ist mir gestohlen worden!" erwiderte Mas' Antonio in plötzlicher Niederschlagenheit, und als der Prinz zornig auffuhr, vermaß er sich mit theuren Schwüren, daß er die lautere Wahrheit sage. Er berichtete dann, daß er bei Pietri von calabresischen Hirten räuberisch angefallen und trotz aller Gegenwehr niedergeworfen worden sei, daß sie ihm, obgleich er sich mit ihnen über seine Person zu verständigen gesucht, das Maulthier und die guten Kleider genommen; in der Brusttasche seines Rockes sei der Brief fest eingenäht gewesen; er habe freilich an den nicht gedacht.

Der Prinz unterbrach ihn mit einer heftigen Geberde, die ihm Schweigen gebot. Beide standen unter

der Platane, wo Camillo mit ihm stehen geblieben war. Mas' Antonio warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf den Prinzen, als dieser eine ganze Weile stumm in seine Gedanken verloren stand. „Wie bist Du denn zu meinem Vater gekommen?" fragte dieser endlich.

„Altezza, ich war der Casa dell' Orme so nahe, war in größter Noth, kaum meine Blöße bedeckt! Jetzt hatten sie ein Recht, mich für einen Landstreicher anzusehen und das thaten die Menschen auch und machten förmlich Jagd auf mich, daß es ein Wunder ist, wie ich entkommen bin. Erst wollt' ich auf die Wahrheit trotzen, wie es mir ergangen war, aber Niemand glaubte mir; im Gegentheil wollten mich die Bauern an die Polizei ausliefern und ich wurde nun erst gehetzt — vom Volke!"

Ein bitteres Lächeln und ein noch bitterer hingeworfenes: „Wir kennen das!" bezeugte den Antheil des Prinzen.

„Da war ich denn zu meinem Glück in der Nähe der Casa dell' Orme", fuhr Mas' Antonio fort. „Einen ganzen Tag hielt ich mich in einer Kluft verborgen, ohne einen Bissen zu essen, ohne einen Trunk Wasser; in der Nacht schlich ich dann weiter und kam gegen Morgen in der Casa an, wo sie mich kannten, und mein gnädiger Fürst, als ihm gemeldet wurde, daß ich ausgeplündert und elend angekommen sei, ließ mich vor sich —"

„Du hast ihm erzählt, daß Du von mir ausgeschickt bist?“ unterbrach ihn Camillo.

Mas' blickte ihn verschmitzt an. „Werde ich den Eid vergessen, den ich in der Hütte geleistet habe?“ entgegnete er. „Wenn auch mein gnädigster Prinz Don Camillo nichts davon wissen will, so war doch immer das Billet an einen gerichtet, der zu den guten Vettern gehörte und darum von dem Wolfe zerrissen worden ist. Ich sagte dem Fürsten, Ihrem Herrn Vater, daß ich unschuldigerweise in das Gefängniß geworfen, vom Könige aber, der sich meiner erinnert habe, abermals freigelassen worden sei, daß mich Ew. Gnaden hierauf mit einem Briefe an seinen Herrn Vater abgesendet hätten und ich unter die Räuber gefallen sei.“

„Lügner!“ rief Camillo. „Und warum hat Dich mein Vater nicht längst zurückgeschickt, warum bei sich behalten?“

„Das weiß ich nicht!“ antwortete Mas'.

„Deine Herrin hast Du nicht mehr getroffen?“

„Nein, und auch die Maddalena nicht; sie hat bei dem Kinde bleiben müssen, das die Principessa natürlich mitgenommen hat.“ Er sagte das mit einem gewissen Trotze und der Prinz brach augenblicklich das Gespräch ab.

„Geh voraus! Melde mich bei meinem Vater!“ befahl er. Mas' gehorchte und Camillo folgte ihm langsam

durch das Portal. Es war zum ersten Male seit fünf Jahren, daß er die Villa Angri wieder betrat; er erinnerte sich ganz genau, wann er zuletzt hier gewesen war, als Virginia, noch ein halbes Kind, hier unter der Obhut der alten Tante, die nun längst verstorben war, wohnte. Unter welch einer Obhut! Das Herz wurde ihm schwer und das Bild seiner armen Schwester aus ihrer fröhlichen, unschuldigen Kinderzeit schwebte ihm vor. Die Gedanken, welche ihn befielen, waren eine gute Vorbereitung zu der Zusammenkunft mit seinem Vater, zu welchem er jetzt durch den eilig zurückkommenden Diener eingeladen wurde.

Der Fürst stand aufrecht in seinem Zimmer, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, in seiner geraden, schönen Haltung, welche die Jahre nicht zu beugen vermocht hatten. So erwartete er seinen Sohn. Keine Spur der Krankheit, welche ihn im vorigen Herbst an den Rand des Grabes gebracht hatte, war mehr an ihm zu bemerken; sein ausdrucksvolles Gesicht mit der römischen Nase hatte seine gesunde Farbe, sein großes, ruhiges Auge den frühern Glanz wieder; das schneeweiße Haar, das erst vor wenigen Jahren den Puder und veralteten Schnitt abgelegt, hatte nichts von seiner Fülle verloren. Als Camillo eintrat und sich vor ihm verneigte, hieß er ihn mit klarer Stimme, die keine Bewegung verrieth, willkommen

und reichte ihm seine beringte Hand, welche Camillo ehrfurchtsvoll küßte; dann umarmte er ihn leicht und sprach: „Du bist alt geworden, Camillo.“

Dem Sohne schnürte sich das Herz zu, das sich schon beim Anblick der ehrwürdigen Gestalt weit geöffnet hatte. „Die Zeit und was sie bringt, geht an mir nicht so spurlos vorüber wie an Ihnen, mein Vater“, antwortete er.

„Du hast gewünscht, mich zu sprechen“, sagte der Fürst und sein Ton belebte sich etwas. „Bringst Du mir Nachrichten?“ Es konnte keinem Zweifel unterworfen sein, was er meinte. Konnte er nach andern Nachrichten fragen, als die sein unglückliches Kind betrafen?

„Ich glaubte von Ihnen zu hören, ob eine Spur gefunden worden ist“, erwiderte Camillo.

Der Vater machte eine verneinende Bewegung und richtete dann einen forschenden Blick auf seinen Sohn. „Bist Du von Allem unterrichtet? Ist Dir der ganze Zusammenhang kein Geheimniß geblieben?“ fragte er.

„Ich kann das nicht sagen“, erwiderte Camillo. „Solange es etwas zu verbergen gab, habe ich ihr Vertrauen nicht mehr besessen. Auch wußte ich bis vor kurzem nur, was ich aus Aeußerungen entnommen, durch welche man sich gegen mich verrathen hatte, nicht Virginia! Sie erlauben mir wohl, daß ich mich nicht näher

darüber ausspreche, da Sie jedenfalls wissen, wen ich meine."

„Und dennoch!" versetzte der Vater mit einem Blicke, welchen der Sohn nur zu gut verstand. „Dennoch", wollte er sagen, „finde ich Dich noch immer in der Stellung, welche Dich von mir getrennt hat." Camillo nahm jedoch den ihm hingeworfenen Faden nicht auf, dazu war es noch nicht an der Zeit.

„Auch Sie haben wohl aus derselben Quelle wie ich die letzte, aus unlautersten Beweggründen geschlossene Anklage, die sich in den Schein der Sorge um die Familienehre hüllt?" fragte er. „Durch Emilio, nicht wahr?"

„Was er mir schrieb", antwortete der Fürst in wiedergewonnener Festigkeit, „hat meinen Entschluß bestimmt, sonst wußte ich mehr, als er mir schreiben konnte, durch Virginia selbst. Sie hatte mir, als mein letzter Augenblick gekommen schien, endlich ein volles und rückhaltsloses Geständniß abgelegt. Es ist Zeit, Camillo", fuhr er fort, als er den Eindruck sah, welchen diese Mittheilung auf den Sohn machte, „daß wir diesen Frevel zusammen besprechen. Du hattest Dich losgesagt von den Grundsätzen, auf welchen Deine Ahnen seit mehr als einem halben Jahrtausend unerschütterlich gestanden haben; zwischen uns konnte keine Gemeinschaft mehr sein, und die Frucht Deines Abfalls ist nicht ausgeblieben.

Wie schwer es mich aber auch traf, was mich zu einem Entschlusse bewog, den ich noch ein Jahr vorher für unmöglich gehalten hätte, zu dem Entschlusse, einem Fremden, einem Abenteurer die Hand meiner Tochter zu geben, so mußte ich doch Alles allein tragen, denn Du standest im Lager des Feindes! Auch heute würde ich Deinen Wunsch einer Besprechung nicht haben gewähren können, wenn der Schluß Deines Briefes mir nicht eine Hoffnung gegeben hätte, daß Du zur Erkenntniß und zur Umkehr gekommen bist. Darüber will ich erst Gewißheit haben, ehe ich mich weiter über unser Unglück mit Dir verständige."

Camillo hatte die Vorwürfe, welche der Vater an ihn richtete, schweigend über sich ergehen lassen; er beharrte auch, als derselbe geendigt hatte, noch einen Moment in ehrerbietigem Schweigen, und erst als der Vater ihn durch einen Wink aufforderte zu sprechen, erwiderte er: „Ich habe mir niemals verhehlt, mein Vater, daß ich wegen des Entschlusses, den ich nach reiflicher Ueberlegung gefaßt, von Ihnen und der Welt verkannt werden würde. Die Ziele, die ich für mein Vaterland verfolgte, mußten mich aber in dem Gedanken trösten, daß einst eine Zeit kommen werde, wo ich gerechtfertigt dastehen, wo die Wolken, die sich zwischen uns erhoben, zerstreut sein würden. Diese Zeit scheint sich zu nahen, darum

aber gewähren Sie mir die Bitte, daß ich einstweilen noch schweige."

„Deine mystische Rede in einfaches Italienisch übersetzt", sagte der Fürst, welcher ihm aufmerksam zugehört hatte, „gibt zu verstehen, daß Du Dich bei dem Usurpator nur darum in Dienst begeben, um gegen ihn zu wirken. Im Geiste Deiner Väter ist das nicht gehandelt, doch das neue Geschlecht geht neue Wege. Ich kann Dich nicht zwingen, offener gegen mich zu sein, und behalte mir mein Urtheil vor, bis ich Deine Ziele und Mittel kennen werde. Du sagst, die Zeit dazu sei nahe. Ich beziehe das auf die baldige Beseitigung des uns von fremder Gewalt aufgedrungenen Königs. Du kommst von Wien, bist hingeschickt worden, für seine Interessen zu wirken; ich frage Dich nicht, ob Du das gethan hast, das muß ich Deinem Gewissen und Ehrgefühl überlassen; ich frage Dich nur, wie die Sachen für Murat stehen."

„Schlecht, mein Vater; ich habe dazu aber nichts beigetragen, wie Du, meinen Einfluß zu hoch anschlagend, glaubst. Mein Ziel ist auch nicht in der äußern Politik zu suchen. Für den König verdunkeln sich die Aussichten mehr und mehr und er thut das Seinige dazu, um das Mißtrauen, das man gegen ihn hegt, die Vorwürfe, die man ihm wegen zweideutigen Handelns gemacht hat, zu nähren. Er hätte sich retten können vor einem Jahre

durch eine große That, vielleicht wäre es noch nicht zu spät dazu, aber er ist dazu nicht fähig und so wird er untergehen."

„Welche große That meinst Du?" fragte der Vater.

Camillo schien unschlüssig über die Antwort, einen Moment aber nur, dann sprach er frei aufblickend: „Sich an die Spitze von ganz Italien zu stellen."

„Was heißt das?" entgegnete Fürst Hettore streng. „Eine neue Revolution entzünden, alle rechtmäßigen Fürsten verjagen, den heiligen Vater nicht ausgenommen? Und glaubst Du, wenn ihm das auch im ersten Anlauf geglückt wäre, daß er sich auf diesem Raubthrone von Italien würde behaupten können gegen die großen Mächte, welche das nimmer dulden würden, gegen das Ungeheuer der Revolution, seinen eigenen Bundesgenossen? Nennst Du das überhaupt eine große That? Was frevelhaft ist, kann ich nie groß nennen!"

„Es war auch nur ein Phantasiebild", erwiderte Camillo ausweichend. „Die Wirklichkeit wird sich anders gestalten. Schon ist auf dem Congreß das Wort Entschädigung in Bezug auf den König von Neapel gefallen."

„Wirklich?" versetzte der Fürst. „Es konnte auch nicht anders sein. England und Oesterreich müssen dem Könige beider Sicilien, der stets ihr Bundesgenosse ge-

wesen, wieder zu seinem Recht verhelfen; Frankreich, den Bourbons zurückgegeben, wird vor allen das verwandte Haus unterstützen; der König von Preußen, durch Napoleon beraubt wie König Ferdinand, darf nicht darauf dringen, daß diesem die Wiedererstattung, die ihm selbst zu Theil geworden, vorenthalten bleibe. Der Einzige, der zu fürchten ist, wäre der Kaiser von Rußland mit seinen liberalen Ideen; aber auch ihm wie den Engländern hat ja unser Herr den Gefallen gethan, eine freisinnige Verfassung zu geben." Der ironische Ton, mit welchem Don Hettore diese Worte sprach, mußte jeden Zweifel nehmen, wie sie gemeint seien, wenn Camillo noch Zweifel über die Ansichten seines Vaters gehabt hätte.

„Ich habe gehört", sagte er, „daß der König Ferdinand, als er die Regierung seiner Völker, frei von der englischen Vormundschaft, wieder übernommen, die Verfassung von 1812 beschworen und ein neues Parlament in Person eröffnet hat. Glauben Sie, daß er dieselbe, wenn er auf den Thron von Neapel zurückkehren sollte, hierher übertragen und daß sie Bestand haben wird?"

„Ich glaube und hoffe Beides nicht", antwortete der Fürst kalt. Er machte nie ein Hehl aus seiner politischen Ueberzeugung.

Camillo schwieg. Auf diesem Boden war keine Verständigung mit seinem Vater möglich, und wenn die

Wolke, von der er gesprochen, sich auch in Bezug auf die wahren Motive seines Anschließens an die neue Regierung verzog, so mußte sie, wenn der Vater die Grundsätze des Sohnes in nationalpolitischer Beziehung erkannte, um so schwärzer zurückkehren. Das war nicht zu ändern, lag aber noch in weiter Ferne, darum konnte es der Vater wohl nicht mehr erleben, und der äußere Friede, der sich herzustellen schien, brauchte vor der Hand nicht gestört zu werden.

Der Fürst kam jetzt, nachdem er über die Handlungsweise seines Sohnes einigen Aufschluß erhalten zu haben glaubte, auf die traurige Katastrophe in seinem eigenen Hause zurück. „Ich erhielt Deine Antwort auf meinen Brief zu spät", sagte er. „Ich habe keinen Augenblick verloren, als ich las, daß Du außer Stande seiest, meinen Auftrag auszuführen, aber ich kam dennoch zu spät; sie war bereits mit Allem, was ihr anhing, entflohen! Hätte ich meinen ersten Entschluß ausgeführt, als ich jene schmachvolle Eröffnung und den Antrag des Fremden erhielt, welch eine Schande wäre uns erspart worden! Niemals würde er die Drohung, welche seinen wiederholten Antrag begleitete, ins Werk gesetzt haben, und hätte er es gethan, so würde ihm die Strafe auf dem Fuße gefolgt sein, mit den Waffen in der Hand, durch mich selbst, so alt ich bin, und wäre ich gefallen,

durch Dich, mein Sohn, daran zweifle ich keinen Augenblick!" Seine blassen Wangen hatten sich fieberhaft geröthet und seine großen Augen blitzten mit einem Feuer, welches nur zu deutlich verrieth, daß die kalte, vornehme Außenseite künstlich gewonnen war, um ein leidenschaftliches Inneres der Welt zu verdecken. Plötzlich aber besann er sich, blickte seinen Sohn forschend an und fragte: Spreche ich Dir in Räthseln oder verstehst Du meine Worte?"

„Ich habe nie gezweifelt, daß mein Vater nicht ohne die gewichtigsten Beweggründe die Einwilligung zu jener Verbindung gegeben hat", erwiderte Camillo. „Aber diese Beweggründe kenne ich auch heute noch nicht, obgleich mir, schon ehe ich das ruchlose Schreiben Emilio's bekam, Manches klar geworden war."

Der Fürst sah sich nach einem Sessel um, er hatte bis jetzt, wie es seine Gewohnheit war, stehend gesprochen; Camillo brachte ihm einen Stuhl und mußte sich auch setzen. „Das Alter macht sich mir immer fühlbarer!" sagte der Vater. „Ich hätte nie geglaubt, selbst auf dem Sterbebette, einer solchen Schwäche zu unterliegen, daß ich nur einen Moment mich sehnen könne, die Schuldige mit dem Zeugniß ihrer Schmach zu sehen, wohl gar beide zu segnen! Höre mich an, Camillo! Der Tod, der schon einmal bei mir angeklopft hat, ruft

mich vielleicht plötzlich ab; viele Tage sind mir nach dem Laufe der Dinge ohnehin nicht mehr vergönnt —"

„O sprechen Sie nicht so!" rief Camillo ergriffen. „Wir werden uns noch lange nicht trennen, und da ich wieder in Ihre theure Nähe kommen darf, so werden wir uns oft, ja täglich sehen!"

Der Fürst schüttelte das Haupt, ob in Bezug auf ein noch langes Leben oder die Gewährung öftern Zutritts, blieb zweifelhaft.

„Es ist mir von jeher verhaßt gewesen", sprach er dann, „fremde Augen in meine Verhältnisse schauen zu lassen, darum habe ich auch, als ich zu sterben glaubte, meinen letzten Willen nicht durch den Richter aufsetzen lassen, sondern mit Anstrengung meiner schwachen Lebenskraft selbst aufgeschrieben, wenige Zeilen, aber genügend. Die Verhältnisse haben sich geändert; ich habe dies Testament zurückgenommen und werde ein neues aufsetzen. Du bist nun mein alleiniger Erbe, wenn Du — aber wir haben darüber schon gesprochen, und die Zeit, wie Du sagst, wird Alles noch mehr ausgleichen."

„Wollen Sie aber Virginia, ohne ihre Entschuldigung zu hören —"

„Sie hat keine Entschuldigung!" unterbrach ihn der Vater hart. Ein unterdrückter Seufzer schien aber doch dieser Strenge zu widersprechen und er fuhr nach einer

Pause in milderem Tone fort: „Ihr Unglück war es, daß sie frühzeitig die Mutter verlor, für sie ein größeres Unglück als für mich und Dich! Einen Ersatz dafür gibt es auf Erden nicht. Ich glaubte sie freilich treuer und gewissenhafter Sorge anzuvertrauen, ich wähnte sie geborgen vor aller Gefahr, aber es bleibt darum doch eine schwere Anklage, daß ich mich durch eine ehrbare Außenseite und schöne Worte täuschen ließ und nicht selbst die Augen offen hatte. Du hast die Frau gekannt, der ich Virginia's Erziehung anvertraute, der ich das Mädchen ganz überließ, während ich monatelang abwesend war; mußte ich nicht glauben, daß sie wie eine Mutter die ihr anvertraute Seele behüten werde? Und nun, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, das Entsetzlichste! Ein Brief von fremder Hand, der mir nach der Basilicata nachgesandt wurde vom Grafen Orkum, den ich nicht kannte, dessen Namen ich nie gehört hatte! Er warb um meine Tochter, deren Bekanntschaft er gemacht, deren Neigung er sich rühmte. Meine Antwort kannst Du Dir denken; sie war höflich, aber ablehnend, ohne viel Angabe der Gründe; es war mir gleichgültig, was er darüber dachte. Ein zweiter Brief, dringender geschrieben, mit Andeutungen, die mir das Blut erstarren ließen, und noch ehe ich einen Entschluß gefaßt hatte, eine verzweiflungsvolle Mittheilung der Frau, die ich

nicht mehr meine Verwandte nennen kann — es war kein Zweifel mehr, meine Ehre mit Schande befleckt! Durch ein Zugeständniß meinerseits die Schmach zu besiegeln, erschien mir als ein Verbrechen gegen mich selbst; ich schrieb dem Grafen eine kurze Antwort, bestimmter als die erste, als ob seine Andeutungen unverstanden geblieben wären; über meine feste Ablehnung durfte er aber nicht im Zweifel bleiben. Sie wiederzusehen, wär's auch nur gewesen, um ihr meinen Fluch zu geben, war mir unmöglich; ich fühlte, daß ich mein Seelenheil gefährdet haben würde. In ewige Nacht vor der Welt mußte sie begraben werden; schon war mein Entschluß gefaßt, sie zu meiner Schwester in das Kloster, das nie ein fremder Fuß betritt, bringen zu lassen — o wär' ich nicht schwankend geworden! Da kam der dritte Brief, der mich niederwarf! Es war der Ausbruch eines Mannes, der zum Aeußersten entschlossen ist; er sprach sich nun unverhohlen über Alles aus, er wollte, wenn ich unbeugsam bliebe, mit seinem Recht auf diejenige, die er schon sein nannte, vor den höchsten Gerichtshof, ja vor den König treten, die Grausamkeit, welche des eigenen Kindes Ehre nicht einmal vor der Welt retten wolle, der Welt öffentlich preisgeben."

Der Fürst hielt inne; er war tief erschüttert, Camillo nicht minder. Was war mit dem Vater gesche-

hen, daß er diese Mittheilung über sich gewinnen konnte? War es dem Greise endlich doch zu schwer geworden, Alles allein zu tragen, und fühlte er das Bedürfniß, sich gegen den Sohn auszusprechen, den er nur zu lange von sich fern gehalten hatte? Oder war sein Stolz, der ihn bisher über jedes Eingeständniß des Vaterschmerzes erhoben hatte, durch die letzten Ereignisse gebrochen? „Mein geliebter Vater“, sagte Camillo, „wollen wir uns nicht von diesen furchtbaren Erinnerungen losreißen? Ich kenne ja nun den Beweggrund Deiner Einwilligung, und wenn sich auch später der Trug, welcher Dich dazu bewog, durch Virginia selbst enthüllte, so glaubtest Du doch recht gehandelt zu haben.“

„Ja, ich wähnte unseres Hauses Ehre wenigstens vor der Welt fleckenlos zu bewahren“, sprach der Fürst, der sich wieder ermannt hatte. „Ich opferte ihr ein anderes theures Kleinod, die unantastbare Treue zu meinem Herrn und König; ich setzte mich der Verdächtigung aus, mich auch, wie so viele Barone des Reichs, der neuen Sonne zugewendet zu haben, weil ich meine Tochter einem der fremden Eindringlinge hingab. Was ich fühlte, als ich von ihrer gewissenlosen Hüterin vernahm, daß sie mit Abscheu den Grund meiner Einwilligung zurückgewiesen, daß sie sich hartnäckig geweigert, die Wahrheit zu gestehen, daß sie anfangs in Verzweiflung sich

gesträubt, dem Worte, das ich gegeben hatte, zu gehorchen, Du kannst es nicht fassen, mein Sohn! Dann kam die Vermählung, wo ich sie zum ersten Male, aber im großen Kreise der Zeugen und Gäste wiedersah, dann ihre Abreise nach der Basilicata, wohin ihr Gemahl nicht folgen durfte. Was soll ich Dir davon sagen? Damit war Alles für mich vorüber!"

Er schwieg wiederum; bei den letzten Worten hatte er sich vergeblich bemüht, seine Stimme fest zu erhalten. Mit der Hand bedeckte er einen Moment seine Stirn, aber Camillo hatte wohl bemerkt, wie ihm die greisen Wimpern zuckten, als kämpfe er, die Thräne zurückzuhalten, die sich in sein stolzes Auge drängen wollte, und dem Sohne that das Herz weh.

„Ich will nicht unwahr sein", nahm der Vater seine Rede bewegt wieder auf. „Ich habe mich wohl um sie bekümmert, wenn ich mich auch äußerlich von ihr losgesagt hatte. Das tiefe Geheimniß, in welches sie die Wahrheit hüllte, habe ich freilich erst in dem Augenblicke durchschaut, als ich meine Kinder zu mir rief, um sie vor meinem Ende dennoch zu segnen. Da hat sie mir im Schmerz Alles gestanden, ihre Schuld und den Namen, der nie über ihre Lippen gekommen war, aber auch den Haß, den sie auf ihn, der sie verrätherisch hintergangen, seitdem geworfen hat. Wenn eins mir

Balsam bringen konnte, Linderung wenigstens für eine unheilbare Wunde, so war es das!"

Camillo war von dieser neuen Aufklärung, welche ihm über Vieles, das er nicht begriffen hatte, Licht gab, mächtig erregt; gern hätte er noch mehr gefragt, aber er sah, daß sein Vater augenscheinlich erschöpft war; seine Hände zitterten, er hatte die aufrechte Haltung, die ihn sonst nie verließ, auf seinem Sessel verloren und war jetzt das Bild eines alten, hinfälligen Mannes. „Ich danke Dir, mein Vater", sagte Camillo herzlich, indem er seine Hand ergriff und küßte, „daß Du mir Dein volles Vertrauen geschenkt hast. Wir können nun zu passender Stunde weiter besprechen, was vielleicht zu thun ist, auch in Bezug auf den Falschen, dessen Ränke diese letzte Schmach über uns gebracht haben."

„Keinen Eclat!" sagte der Fürst, mit sichtlicher Anstrengung von seinem Stuhle aufstehend. „Du sollst noch mehr erfahren, aber jetzt nicht. Du speisest bei mir." Und ohne weiteres, wie er zu thun pflegte, verließ er das Zimmer, um sich in sein anstoßendes Schlafgemach zu begeben. Wohl hatte er der Ruhe nöthig!

Camillo ging in den Garten hinaus. Wie unerquicklich es auch in dieser Jahreszeit war, die freie Luft mußte ihm wohl thun. Er wandelte in sich gekehrt durch die Gänge und ließ Alles, was er heute gehört hatte,

noch einmal an seinem Geiste vorübergehen, von dem Berichte Mas' Antonio's, der ihn selbst berührte, bis zu den verhängnißvollen Mittheilungen seines Vaters. Im ersten Moment war es ihm beunruhigend gewesen, daß der Brief, den er Tommaso anvertraut hatte, in fremde Hände gefallen war; konnte das aber gefährlich sein? Es waren Hirten, welche seinen Boten beraubt hatten; den Brief, den sie allerdings bei der Durchsuchung der Kleider gefunden haben mußten, hätten sie nicht lesen können, auch wenn er nicht in Chiffreschrift geschrieben gewesen wäre. Darüber durfte er sich keine Sorgen machen. Von Mas' Antonio hätte er gewiß Manches erfahren können, was seinem Vater selbst verborgen war. Er wußte, daß er unter der Dienerschaft in der Villa Angri gewesen war, als die Tante, welche bei Virginia Mutterstelle vertreten sollte, hier längere Zeit in Abwesenheit des Vaters wohnte; daß der listige Geselle hier durch Zufall, vielleicht auch durch die gewissenlose Frau, die sich seiner bediente, in das Verhältniß eingeweiht war, dessen wahrer Zusammenhang wohl ein ewiges Geheimniß bleiben mußte, schien Camillo nicht unwahrscheinlich, und der Vater hatte vielleicht gerade deshalb, in des festen Zuversicht auf die Dankbarkeit und Treue dieser Mannes, ihn Virginia mitgegeben, als sie nach ihrer Vermählung die Villa Angri bezogen hatte. Ihn zu fragen,

war unmöglich, aber Camillo hätte viel darum gegeben, zu wissen, wie weit er eingeweiht war. Stand er dort nicht an dem Gitter, welches jetzt die Treppe, den Aufgang vom Ufer sperrte? Mit wem verkehrte er dort? Ein Mann, mit welchem er gesprochen hatte, verschwand bei der Erscheinung des Prinzen im Gebüsch, und Mas' Antonio, welcher einen andern Weg einschlagen wollte, folgte dem Rufe Camillo's sehr ungern.

„Wer war der Mann?“ fragte Camillo.

Der Diener nannte einen beliebigen Namen, welchen der Prinz für erlogen halten mußte.

„Er schien ein schlechtes Gewissen zu haben!“ sagte er, indem er Tommaso scharf ansah.

„Sicuro!“ bestätigte dieser ohne alle Verlegenheit. „Er war über das Gitter gestiegen, um einen Blick in den Garten zu thun, der ihm gefiel; ich verwies ihm das und er fürchtete sich wohl, als er Sie kommen sah.“

„Woher kennst Du ihn?“

„Aus den Bergen, von alter Zeit her!“ antwortete Mas' Antonio, indem er jetzt dem Auge des Prinzen mit einem freien, festen Blicke begegnete. In diesem lag Wahrheit. Es widerstrebte Camillo, ein weiteres Verhör anzustellen; er setzte seinen Gang fort, und Mas' schlüpfte sogleich hinter ihm in dasselbe Gebüsch, in welchem der Fremde verschwunden war, verfolgte den Pfad, den er

bald traf, und gelangte zu der Felsengrotte, an deren Eingang er seinen Bekannten traf.

„Alles jetzt verschlossen!" sagte er. „Der Prinz fragte, wer Ihr wäret; ich nannte den ersten besten Namen, aber dann mußte ich sagen, woher ich Euch kenne, und das habe ich gethan, Hauptmann."

„Du hättest ihm sagen sollen, daß ich ein Kaufmann aus Messina sei, wie es auch in meinem vollgültigen Passe steht. Es kann mir ja nichts geschehen; wir haben Frieden, die Sperre ist aufgehoben, der Verkehr mit Sicilien freigegeben."

„Es ist schwer, hinterm Berge zu halten, wenn er einen ins Auge faßt!" sagte Mas' Antonio. „Ich denke doch, es wird Euch keine Gefahr bringen, Hauptmann?"

„Wenn sie den Trenta-Capilli erkennten", versetzte der verkappte Kaufmann mit einem trotzigen Auflachen, „so würde ihm weder der Paß als Kaufmann, noch sein Patent als Kapitän der königlichen Gensdarmerie etwas helfen. Ja, ja, das bin ich jetzt, Mas'; immer in demselben Dienst und gegen denselben Feind, dem ich den Untergang geschworen habe, als Brigantenhäuptling oder Gensdarmeriekapitän, gleichviel!"

„Soll ich Euch nun hinauslassen?" fragte Mas'.

„Du bist um meine Sicherheit sehr besorgt. Ich habe hier höchstens zu befürchten, daß man mich aus der

Villa weist, wo der Eintritt verboten ist. Daß ich meinen alten Waffengefährten aufsuchte, war natürlich. Von Dir habe ich auch hören wollen, ob Deinem Herrn, der in Palermo so gut angeschrieben steht, nicht anzukommen wäre für einen neuen und besser eingeleiteten Versuch. Der kindische Aufstand in den Abruzzen war zu erbärmlich angelegt, natürlich von den Inglesi, die überall Feuer anlegen, sich aber dann nicht die Finger verbrennen wollen, es kräftig zu unterstützen. In Calabrien soll's besser gehen. Auf Deine jetzigen Bundesbrüder gebe ich nicht viel."

„Ich habe mit ihnen nichts mehr zu thun", sagte Mas'.

„Desto besser für Dich! Wir werden sie gebrauchen, solange sie uns Dienste leisten können, nachher fort mit ihnen! Sie könnten einmal sehr lästig werden. Ich habe bei dem ganzen Handel nur einen Einzigen, dem ich an die Kehle will — Aug' um Auge, Zahn um Zahn."

„Den General Manches?" fragte Mas' Antonio. Der Mann, dessen Auge während seiner letzten Worte vom finstersten Hasse glühte, faßte Mas' an der Brust und schüttelte ihn grimmig. „Du weißt, daß ich einen ganz Andern meine!" murrte er.

Mas' befreite sich von seinem eisernen Griff und sagte: „Wenn Ihr ihm nur ein einzig Mal so gegen-

über ständet, wie ich ihm gestanden habe, so würdet Ihr auch anders sprechen. Er hat Eure Brüder nicht gemordet!"

„Mordet der vornehme Mann, der sich den Dolch eines Bravo miethet?" rief Trenta-Capilli wild. „Stehe ich ihm einmal gegenüber, so sollst Du sehen, ob ich so schwach sein werde wie Du! Bei Deinem Herrn wär's also, auch wenn ich ihm Briefe von seinen besten Freunden überreichen könnte, umsonst?"

„Wie soll ich armer Mann, mit dem er kaum ein Wort in der Woche spricht, darüber urtheilen?" erwiderte Mas'. „Was ich aber erlauscht habe, hier" — er zeigte auf die Grotte — „so war keiner der Meinung, bei dem Fürsten auch nur leise anzuklopfen."

„Gut denn. Vielleicht bedarf es der ganzen Anstrengung nicht. Wenn die Birne reif ist, fällt sie von selbst."

Beide gingen dann auf einem andern Pfade zur Mauer hinab, welche die Villa von der Uferseite abschloß; hier an einer umbüschten Stelle schwang sich Trenta-Capilli hinüber. „Auf Wiedersehen im Frühling!" rief er dem Zurückbleibenden zu.

Camillo speiste mit seinem Vater zu Mittag und blieb bis zum Abend, doch wurde das unglückliche Verhältniß, das beiden so schwer auf dem Herzen lag,

nicht mehr berührt; der Fürst schien die Schwäche, welche ihn heute bei dem Wiedersehen und all den traurigen Erinnerungen aus seiner gewohnten Haltung gebracht hatte, vollständig bezwungen zu haben und sich durch eine vermehrte Gemessenheit gegen Ansprüche, welche der Sohn etwa aus der Stunde der Hinfälligkeit erheben wollte, zu wahren. Es war selbst Camillo kein Bedürfniß mehr, sich weiter auszusprechen; er wußte ja nun im Grunde Alles, wozu noch über die nähern Umstände grübeln? Zweierlei beschäftigte ihn, als er abends nach der Stadt zurückfuhr: der Zweifel über Alexander Orkum's Flucht, welche Emilio so bestimmt behauptet hatte, und die Ahndung des Bubenstücks, denn anders konnte er Emilio's Verhalten nicht nennen! Aus voller Seele hatte er ihm die Beschuldigung in den Bart geworfen, daß er die giftige Schlange der Verleumdung gegen Virginia losgelassen habe, und Emilio hatte den Backenstreich lächelnd hingenommen; er war mit einer Unverschämtheit ohnegleichen wieder zu ihm gekommen, nachdem er ihm die Schwelle verboten und ihm durch seine Karte Genugthuung angetragen hatte! War ihm bei seiner Gesinnung ohne ein öffentliches Aergerniß, das der Fürst, als das Haupt des Hauses, vermieden wissen wollte, beizukommen? Zwang er nicht seinem Gegner, da er den ehrenhaften Austrag verschmähte, andere Waffen in die Hand?

Diese Waffen waren freilich Camillo nicht fremd, er führte sie schon seit Jahren und hatte die Gewissensskrupel, die ihn anfangs beunruhigt, längst unterdrückt. Heute aber hatte sein Vater sie wieder wach gerufen, als er ihm gesagt, daß es nicht im Geiste seiner Väter gehandelt sei, im Dienste des Feindes zu dessen Untergang zu wirken. Sein Feind war König Joachim noch nicht gewesen, als er sich ihm anschloß; er hatte gegen seine Person keinen Groll, ja sie flößte ihm in mancher Beziehung Theilnahme ein; er erkannte willig an, was Neapel ihm verdankte, und wäre er der Mann gewesen, sich wirklich an die Spitze von Italien zu stellen, so würde ihn Camillo gesegnet, ihm selbst sein persönliches Rachegefühl zum Opfer gebracht haben um des großen Vaterlandes willen! Aber wenn er thöricht genug gewesen war, auf Murat Hoffnungen für Italien zu setzen, so hatte er diese längst aufgegeben; diese Hoffnungen gingen nun über ihn hinweg, auch über die Bourbons hinweg, und er mußte die Waffen, die sein Vater geächtet hatte, im Dunkeln vielleicht noch lange Jahre führen, bis das Ziel erreicht oder Alles verloren war. In beiden Fällen, was war an dem Einzelnen und seinem Nachruhm gelegen? Wenn also der König, welcher ihm sein Vertrauen geschenkt, obgleich er wissen konnte, daß Camillo ihm nie verzeihen würde, was er seiner Ehre gethan,

wenn Murat auf geheimen Wegen bekämpft wurde, warum sollte der Elende, der aus niedrigster Absicht nicht dem Opfer allein, das er sich auserſehen, sondern auch dem greisen Vater das Bitterste bereitet hatte, nicht in gleicher Weise seiner Strafe verfallen?

Camillo hatte schon seine Pläne gefaßt, aber er riß sich davon los, weil er seine Zweifel doch nicht ganz beschwichtigen konnte. Klarer lag ihm vor, was er in Bezug auf den Staatsgefangenen zu thun hatte. Er mußte ermitteln, auf welche Gründe hin das Kriegsgericht gegen Orkum das Todesurtheil ausgesprochen hatte. Wohl kannte er das kurze und gewaltthätige Verfahren, das nur zu oft auf eine schnöde Anklage nach flüchtig geführter Untersuchung, ohne den Beschuldigten überführt oder zum Geständniß gebracht zu haben, einen ungerechtfertigten Spruch gefällt hatte, aber hier konnte er sich auch nicht den Schatten eines Verdachts gegen den harmlosen Fremden denken, wenn die an sich wunderliche Anschuldigung, den bewußten Boten an Capobianco geschickt zu haben, sich als falsch erwiesen hatte. Der junge Mann, der nur seinen Studien einer längst versunkenen Zeit lebte und mit den Zuständen der Gegenwart so unbekannt war wie ein Kind, sollte sich in staatsgefährliche Unternehmungen eingelassen haben? Gleichwohl mußte der Spruch des Gerichts, dessen Vollstreckung der König

verhindert hatte, als die Untersuchungsacten dem Monarchen vorgelegt wurden, auf bestimmte Thatsachen begründet gewesen sein; es ließ sich nicht denken, daß der König, statt das Urtheil ganz umzustoßen und von seinem Recht der Begnadigung Gebrauch zu machen, die Todesstrafe in lebenswierige Gefangenschaft verwandelt haben würde, wenn nicht Gründe dazu vorgelegen hätten. Seine Aeußerungen darüber bewiesen gar nichts; er war niemals geneigt, sich vollständig auszusprechen, oft auch zu lebhaft, zu flüchtig in seinen Gedanken, um gründlich auf eine ihm unangenehme Erörterung einzugehen. Camillo wollte also zuerst bei dem Commandanten des Castells dell' Uovo persönlich anfragen, ob sich der Staatsgefangene noch dort im Verwahrsam befinde; war das nicht mehr der Fall, so war Alles erledigt. Wenn er aber noch gefangen war, so hoffte Camillo die Erlaubniß zu erlangen, ihn zu sehen und zu sprechen, entweder von dem Commandanten, gestützt auf seine Stellung im Staatsrathe, oder durch den Minister, im äußersten Falle vielleicht durch den König. Von Alexander mußte er dann hören, was ihm zur Last gelegt worden sei, und konnte nach Umständen für die Entkräftung der Anklage wirken. Sollte auch das fehlschlagen, so blieb nichts übrig, als die Beisitzer der Militärcommission, welche ihn gerichtet hatte, zu ermitteln und durch einen oder den

andern, der am zugänglichsten schien, die Anschuldigung zu erfahren, um sich dann über seine eigenen Schritte zu entscheiden. Er war es dem Armen, der für ihn gerichtet worden, er war es sich selbst schuldig. Und noch ein anderer Gedanke bewegte seine Seele, der noch keine bestimmte Form gewann, aber doch wohlthuende Hoffnungen in ihm erweckte.

Drittes Kapitel.

Der letzte Krieg.

Alles vergebens! Die einzige Frucht rastloser Bemühungen war für Camillo, daß er trotz seiner Menschenkenntniß selbst an der politischen Unschuld Alexander's irre geworden war. Vom Commandanten des Castells dell' Uovo, an welchen er sich zuerst gewandt, hatte er keine Auskunft erhalten; der alte Soldat war ohne eine höhere Autorisation nicht zu bewegen gewesen, ihm auch nur zu sagen, ob unter den Staatsgefangenen, deren Bewachung ihm anvertraut war, sich der Gesuchte befinde. Eine solche Autorisation, welche zugleich die Erlaubniß in sich faßte, den Gefangenen sprechen zu dürfen, hatte sich Camillo nicht verschaffen können; der Kriegsminister hatte sie entschieden abgelehnt, und der König, welchen er zuletzt bei einer günstigen Gelegenheit darum gebeten, hatte ihn wieder an Macdonald gewiesen, der, an ähnliche Ueberweisungen gewöhnt, darin nur die Bestätigung seiner Weigerung gesehen hatte und dabei

stehen geblieben war. Der König hatte seit kurzem seine Strenge gegen die Carbonari gemildert, obgleich sie sich trotzdem überall wieder regten. Der Umschwung der Dinge in Sicilien, welcher auch in Neapel Hoffnungen weckte, hatte ihn dazu bestimmt; er fürchtete, daß die Verbindung, welche zahlreicher und mächtiger schien, als er erwartet hatte, den Eindruck der Adressen aus seinem ganzen Volke, den Eindruck der Einstimmigkeit desselben schwächen, dem Feinde in die Hände arbeiten und das Volk mit der Aussicht auf die sicilianische Verfassung der Regierung abspenstig machen werde. Daher hatte er selbst jetzt eine Verständigung mit den Carbonari vorgeschlagen, um sie wieder zu gewinnen. War ihm das Ernst? Sie mußten daran zweifeln. Er konnte nicht daran glauben, daß sie sich ihm nach furchtbarer Verfolgung so leicht versöhnen würden, und seine Nachgiebigkeit machte sie nur kühner. Camillo hatte aber geglaubt, daß der König in seiner augenblicklichen Stimmung die Gelegenheit gern wahrnehmen werde, an einem der minder Wichtigen, dessen Verbindung als Fremder mit jenen sehr zweifelhaft schien, einen Act der Großmuth zu üben, und darum hatte er gewagt, mit seiner Bitte hervorzutreten. Nachdem er auch damit gescheitert war, hatte er sich endlich Einsicht in die Untersuchungsacten zu verschaffen gesucht. Das war ihm zwar

ebenso wenig gelungen, doch erfuhr er wenigstens so viel, daß der Baron Orkum keineswegs als ein Mitglied der geheimen Verbindung, sondern als ein deutscher Emissar, welcher im Lande unter der Maske unverdächtiger Studien und Forschungen Unzufriedenheit säen, Aufruhr ermuthigen und selbst den Königsmord als äußerstes Mittel empfehlen wolle, verurtheilt worden sei, theils durch die Aussage eines unverdächtigen Zeugen, theils durch seine eigenen Aeußerungen überführt. An den letztern, welche auch der König betont hatte, zweifelte Camillo, doch wiederholte man ihm vertraulich einige derselben, die ihn allerdings stutzig machten. Sie konnten, wenn man sie entschuldigen wollte, unverfängliche historische Bemerkungen sein, in der schwerfälligen Weise vorgetragen, welche Camillo an dem jungen Pedanten kannte, aber es blieb doch immer unbegreiflich, wie er dazu gekommen war, sie vor Gericht zu wiederholen und als die seinigen anzuerkennen. Den Namen des Zeugen zu erfahren gelang Camillo nicht, und dieses wäre ihm gerade so wichtig gewesen! Daß Alexander aber nicht entflohen sei, wie Emilio behauptete, schien nach Allem, was er ermittelt hatte, fest zu stehen, wenn es auch ungewiß war, ob er noch im Castell dell' Uovo verweile oder nach einem andern Staatsgefängniß gebracht sei. Wie schwer es Camillo auch geworden war, hatte er sich zuletzt ent-

schlossen, nochmals mit seinem Vetter Rücksprache zu nehmen, worauf er seine feste Annahme, daß Alexander mit Virginia entflohen sei, gründe; er hatte ihn aber nicht gefunden. Prinz Emilio war verreist; man wußte in seinem Hause nicht, auf wie lange und wohin. Camillo's erster Gedanke war gewesen, daß er wohl die Spur verfolge, welche er gefunden zu haben glaube, und er wünschte von Herzen, daß es ihm nicht gelingen, daß das Paar, wenn es wirklich vereint war, eine sichere Freistatt erreichen möge, fern von hier, in Alexander's Heimat, wo Niemand Virginia kannte. Ueber Alles sonst mochte sie sich mit ihrem Gewissen abfinden! Er mußte sich nun vor der Hand beruhigen. Von seinem Schwager Orkum hatte ihm der König selbst gesagt, daß er ihn zum Commandanten eines vacant gewordenen Cavallerieregiments bei der Armee in den Marken ernannt habe. Den König nochmals in derselben Angelegenheit anzugehen war unmöglich, besonders da er von der sich mehr und mehr verwickelnden Politik in Anspruch genommen war.

Die Spannung mit dem Papste stieg in bedenklichster Weise. Joachim bemühte sich nicht mehr zu verhehlen, daß er sich im Besitz desjenigen Theils vom Kirchenstaat, den er inne hatte, mit allen Mitteln behaupten werde. Der Papst beschwerte sich über die Umtriebe eines

neapolitanischen Consuls, des Cavaliere Zuccheri; Murat stellte dieselben in Abrede; als der Mann aber überführt und mit Strafe bedroht wurde, ließ der König noch mehr Truppen an die römische Grenze rücken und sandte einen gewissen Maghella als Verwaltungscommissar nach den Marken, der das Volk in aller Weise gegen den Papst und die Möglichkeit, ihm wieder unterworfen zu werden, aufregte. Mit dem Kaiser von Oesterreich, auf dessen Allianz doch Murat's ganze Hoffnung, sich die Krone von Neapel zu erhalten, beruhen mußte, stand er kaum besser. Wer in Mailand, als Staatsverbrecher oder Verschworener gefährdet, die Flucht ergriff, fand in Neapel Aufnahme und Schutz, selbst Deserteure der kaiserlichen Armee wurden angenommen. Die Verbindung mit der Insel Elba wurde immer vertraulicher und konnte den fremden Gesandten nicht entgehen, obschon sie von Murat's Ministern geleugnet oder, wenn sie das nicht ganz konnten, durch die Bande der Verwandtschaft erklärt wurde. Der König zeigte sich bei den Festen, welche mit dem Beginn des neuen Jahres 1815 glänzender als je am Hofe stattfanden, heiter und zuversichtlich, aber es gelang ihm doch nicht immer, die Gemüthsbewegung zu verbergen, welche die Erwartung der Dinge, welche sich vorbereiteten, in ihm erweckte. Die ausgelassenste Fröhlichkeit des Carneval herrschte in-

zwischen in Neapel, als ob es von der Ungewißheit der Zukunft gar nicht berührt werde. Auf der Toledostraße, der Riviera di Chiajá, dem Corso Napoleone rollten die großen Wagen mit den tollsten Maskenaufzügen, jeder mit einem Musikchor besetzt, durch die zujauchzende Menge, Confetti wurden geworfen; überall Ausbrüche der Lust, Liebesabenteuer und groteske Scherze! Wer hatte den Ernst, in der freudesprühenden Gegenwart an kommende Tage zu denken?

Die Entscheidung rückte aber näher und näher. Als die stille Fastenzeit kam, richteten sich die Blicke wieder auf die allgemeinen Angelegenheiten. Nirgends drohte ein Krieg und doch sah man mit Verwunderung alle Vorbereitungen dazu treffen. Kuriere kamen und gingen ab in ungewöhnlich rascher Folge, in der nächsten Umgebung des Königs machte sich eine wachsende Bewegung bemerkbar. Was hatte das Alles zu bedeuten?

Am 4. März war in den Gemächern der Königin kleiner Cirkel. Es waren nur einige der fremden Gesandten, zwei oder drei Minister und wenige Herren vom Hofe geladen. Der König schien nicht in bester Laune zu sein; wenigstens hatte die Heiterkeit, welche er zuweilen aufsprudeln ließ, etwas Gezwungenes und wechselte mit zerstreutem Schweigen. Da wurde ihm von einem Adjutanten eine geheime Meldung gemacht, in-

folge deren er rasch aufstand und sich in ein anstoßendes Zimmer begab; nach einer Minute erschien der Adjutant im Auftrage des Königs wieder, um die Königin zu bitten, ihrem Gemahl zu folgen. Die kleine Versammlung blieb in gespanntester Erwartung zurück und wagte sich nur durch Blicke oder einzelne Worte ihre Vermuthungen mitzutheilen. Es währte nur eine kurze Zeit, so kehrte der König zurück, aber allein; sein Angesicht strahlte von einer freudigen Aufregung, welche er vergebens zu verbergen strebte.

„Ich habe so eben die Nachricht bekommen", sagte er mit einer Stimme, der man die innere Bewegung anhörte, „daß der Kaiser Napoleon am 26. Februar von Porto-Ferrajo abgesegelt und mit tausend Mann seiner Garde nach Frankreich unterwegs ist."

Allgemeines Erstaunen, zum Theil Bewunderung, auf einigen Gesichtern Bestürzung, das war die erste Wirkung dieser großen, verhängnißschweren Kunde. Alle Anwesenden sahen gespannt auf den König, ob er sich noch weiter aussprechen werde. Das geschah jedoch nicht; er beobachtete eine vorsichtige Zurückhaltung und entließ die Gesellschaft, welche nun das Palais sogleich verließ. Daß der König um den Plan seines Schwagers gewußt habe, schien allen unzweifelhaft; ob er ihm Vorschub geleistet und welche Stellung er jetzt zu den Ereig-

nissen einnehmen werde, mußte die Zukunft lehren. Noch in derselben Nacht schrieb er an die Höfe von Oesterreich und England, um mit Tagesanbruch die Kuriere abgehen zu lassen; er erklärte darin, daß er, möge das künftige Geschick des Kaisers Napoleon sich glücklich oder unglücklich gestalten, fest in seiner Politik verharren und den abgeschlossenen Allianzen Wort halten werde. In seinem Herzen war es aber schon anders beschlossen. Er traute dem Congreß nicht, der gegen ihn schon drohend aufgetreten war, er verließ sich auf das Glück des Kaisers, den er schon wieder auf seinem Throne als den Schiedsrichter Europas sah; ihn drückte das Unrecht, das er gegen seinen Schwager begangen hatte, und es drängte ihn, dasselbe gut zu machen, indem er sein kühnes Unternehmen durch rasche That begünstigte. Jetzt war der Augenblick, wie ihm eine Stimme, der er sein Ohr nicht verschloß, zuflüsterte, als Schirmherr Italiens aufzutreten! Oesterreich mußte dadurch förmlich überrascht und durch die Volkserhebung, die sich erwarten ließ, gelähmt werden; die übrigen Alliirten konnten ihm hier nicht entgegentreten, da ihre Blicke nur nach Frankreich gerichtet waren, wo die größte Gefahr drohte. Wenn Joachim Murat an der Spitze von ganz Italien stand, so konnte er je nach dem Ausgange des Kampfes mit Frankreich oder mit Oesterreich

unterhandeln; er mußte vortheilhafte Bedingungen erhalten.

„Camillo!“ rief der König feurig, indem er den Rathgeber umarmte, der so ganz in seine eigensten Gedanken einzugehen wußte. „An Ihnen hat die Natur sich versündigt, indem sie Ihnen die Körperkraft versagte, Armeen ins Feld zu führen.“

„Mein Ehrgeiz fliegt so hoch nicht, Sire!“ erwiderte der Prinz, indem er seine beredten Augen senkte.

Es hätte Joachim auffällig sein und ihn zur Vorsicht bestimmen sollen, daß diesmal außer den Ministern und vielen Freunden auch die Königin seinen schon gefaßten Vorsatz bekämpfte; sie, die Schwester des Kaisers, deren Herz freudig erbebt war bei der Nachricht von dessen großer That. Wenn die Königin Karoline ihren Gemahl vor Uebereilung warnte, so hätte er auf sie wohl hören sollen. Ein aufrichtiges Verharren bei der Politik, die er in seinem Schreiben an die Höfe von Wien und St.-James bezeichnet hatte, würde seine Stellung dem Congreß gegenüber ganz befestigt haben; aber auch nur ein kluges Abwarten, jetzt, wo man seiner bedurfte und ihn nicht in das Heerlager Napoleon's treiben konnte, würde ihm die namhaftesten Zugeständnisse gesichert haben. Er aber träumte nur Siege und berief einen Rath, um alle seiner Zuversicht theilhaftig zu

machen und sich der einstimmigen Billigung des Krieges zu versichern. Zum ersten Male enthüllte er seine Besorgnisse vor dem Congreß und seine Hoffnungen für Italien. Er berechnete seine Streitkräfte auf 80,000 Soldaten, 14 Bataillone Provinzialmiliz, 4000 Douaniers, 2000 Waldhüter und eine zahlreiche Bürgerwehr; das ganze Königreich, hoffte er, werde sich in Waffen erheben. In den Ländern am Po, behauptete er, sei das Volk zu seinen Gunsten gestimmt und vorbereitet; er zählte die Parteiführer her und ihre Kräfte; einer sollte schon 12 Regimenter insgeheim angeworben und 12,000 Gewehre bereit haben, ein anderer vier Regimenter; ein dritter, dessen Namen er verschwieg, eine hochgestellte und mächtige Persönlichkeit, werde den Kern des frühern italienischen Heeres an sich ziehen und sich mit den Neapolitanern für die allgemeine Sache der Unabhängigkeit vereinigen. Unmöglich sei es, bei dem jetzigen Zustande von Europa die Armee zu vermindern, ebenso unmöglich, sie in ihrer jetzigen Stärke aus den ordentlichen Einnahmen von Neapel zu erhalten; entweder müsse man zu neuen Auflagen schreiten oder die Truppen außerhalb der Grenzen auf fremde Unkosten leben lassen. Dann ging er auf die Politik über und stellte die Gefahren vor, welche der Civilisation in Italien drohten. Auch er betonte dies Wort in demselben

Sinne, wie wir es seitdem stets von den Franzosen gehört haben, welche sich rühmen, an der Spitze der Civilisation zu schreiten und die Völker, wenn auch gewaltsam, damit beglücken zu wollen. Er malte den Zustand der italienischen Staaten seit der Wiederkehr des Alten mit den schwärzesten Farben. Wohl könne man sich den Feinden Bonaparte's verbinden, sagte er seufzend, wenn sie Frankreich nur zügeln, nicht unterdrücken wollten, wenn die Geschicke der Völker verbessert, die Früchte von dreißig Jahren, die Gedanken von zwei Jahrhunderten nicht verloren würden. Aber da sich die Politik des Congresses vor ganz Europa offen gezeigt habe, sei jeder Kampf für dieselbe eine Missethat an der Civilisation.

Die Versammlung wurde von der Rede des Königs nicht überzeugt; sie beschloß nach lebhaften Debatten, daß die Antworten von Wien und London auf die königlichen Schreiben vom 5. abzuwarten seien, ob sich darin die wahren Absichten der Höfe über den Thron von Neapel aussprechen würden; daß man aber auf jeden Fall auch das Ende der Unternehmung des Kaisers Napoleon und die Entscheidung des Congresses über die Angelegenheiten von Frankreich abwarten müsse, ehe ein weiteres Vorgehen gerechtfertigt sei. Auf den Entschluß des Königs, der bereits gefaßt war, hatte dieses Votum



des Raths keinen Einfluß mehr; sein Verhängniß sollte sich erfüllen; am 15. März 1815 war der Krieg bei ihm schon eine beschlossene Sache.

Welche Mittel konnte er aber dazu verwenden? Nur 40,000 Mann mit 5000 Pferden und 60 Kanonen standen für die Operationen im Felde zur Verfügung und ihr Zustand war nichts weniger als gut, namentlich bei der Cavallerie, der Artillerie und den Genietruppen. Drei Regimenter hatte man aus den Gefängnissen und Galeeren gebildet! Die Disciplin war schwach, die Ausrüstung mangelhaft, die Verwaltung unzuverlässig, die Kriegskasse leer. In den höhern Graden herrschte noch immer Haß und Zwietracht zwischen Eingeborenen und Fremden; von 25 Generalen waren 10, von 27 Obersten 13 Franzosen, welche das Heer für Italiens Einheit und Unabhängigkeit führen sollten. Dem Könige waren alle diese Verhältnisse nicht unbekannt, aber er vertraute dem Glück und stillte die eigenen Zweifel am Gelingen mit den Erfahrungen seiner stolzen Laufbahn.

So erschien er bei dem letzten Fest, welches vor seiner Abreise zur Armee noch einmal die vornehme Welt von Neapel am Hofe versammelte, im Vollgefühle seiner Macht, in der heitern Zuversicht des nahen Sieges. Man glaubte ihn noch nie liebenswürdiger gesehen zu haben; die Frauen waren entzückt von seiner Heldenschön-

heit. Wie er im Felde, besonders in der Schlacht, durch einen phantastischen, halb orientalischen, halb der Ritterzeit entnommenen Aufzug seinen Truppen imponirte, so war seine Hofkleidung ebenso prächtig als geschmackvoll. Er trug, statt des allgemein üblichen Uniformfracks seiner Zeit, einen altdeutschen Rock, den heutigen Waffenröcken ähnlich, nur die Gestalt schöner hervorhebend, faltenreicher um die Hüften, von himmelblauer Farbe, reich mit Gold gestickt, dazu weiße Unterkleider und kurze Ritterstiefeln von goldgelbem Saffian, deren Stulpen mit goldenen Fransen besetzt waren; der Degen, welchen er auch in den Schlachten trug, hatte die Form eines kurzen altrömischen Schwertes, dessen goldener Griff ohne Bügel die Bildnisse der kaiserlichen Familie in kunstreich gearbeiteten Medaillons enthielt. Wer ihn heute durch die lebhaft bewegte Gesellschaft schreiten sah, die ihm enthusiastische Beweise ihres Antheils und ihrer Wünsche für das Gelingen seiner Kriegspläne gab, der konnte ihm kaum seine Bewunderung versagen. Und doch gab es in der Versammlung so manchen versteckten Feind, der ihm den Untergang in dem tollkühnen Beginnen wünschte! Es war auch der letzte Glanzpunkt seiner unerschütterten Macht!

Schon am 22. März setzten sich die Truppen der Feldarmee, in zwei Corps getheilt, gegen den Po in

Bewegung. Die vier Legionen der Linie, wobei eine der Cavallerie, unter den Generalen Carrascosa, Ambrosio, Lecchi und Rosetti, nahmen den Weg durch die Marken, wo bereits ansehnliche Streitkräfte gestanden hatten; die Garde, zwei Legionen (6000 Mann stark), eine aus Infanterie, die andere aus Cavallerie gebildet, unter den Generalen Pignatelli, Strongoli und Livron, marschirte von Neapel auf Rom. Der Papst hatte das wiederholte Gesuch, den Durchmarsch als einen befreundeten zu gestatten, abgelehnt; das hielt den Marsch der Truppen über Frascati, Albano, Tivoli und Foligno jedoch nicht auf. Da ernannte der Papst, als fürchte er eine Hinterlist oder wolle die Gefahr vergrößern, eine Regentschaft und reiste eilends, gleichsam auf der Flucht, nach Florenz, später nach Genua; viele Cardinäle folgten ihm, auch der frühere König von Spanien, Karl IV., der einst mit seinem Sohne Ferdinand VII. von Napoleon in jenen skandalösen Auftritten zu Bayonne entthront worden war, und noch andere hochgestellte Personen. Es war, als stehe Hannibal vor den Thoren Roms, und es diente dem Könige Joachim nicht zum Vortheil, daß so viele hohe Geistliche gerade in der heiligen Osterwoche vor ihm flohen und die kirchlichen Feierlichkeiten unterbrochen wurden. Welcher katholische Fürst sich mit der Kirche in Zwiespalt setzt, möge zusehen, daß

er nicht falle! Das neapolitanische Heer berührte jedoch die ewige Stadt nicht; es achtete überall die päpstliche Regierung, bezahlte die Verpflegung pünktlich und hielt die strengste Disciplin.

Murat begab sich mit seinem Generalstabe, dessen Chef ein Franzose, der General Millet de Villeneuve, war, nach Ancona, um den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen und die Kriegsoperationen zu leiten. Noch einmal versuchte er, dem Congreß durch seine Bevollmächtigten die Bewegung seines Heeres als geboten für die Sicherheit seiner Staaten bei etwaigen Unruhen in den ehemaligen französischen Provinzen Italiens darzustellen; er erneuerte die Versicherung, daß er bei der Allianz mit Oesterreich fest verbleiben werde. Konnten die verbündeten Monarchen ihm Glauben schenken, da seinen Worten die Thatsachen widersprachen und seine Verbindung mit den lombardischen Rebellen, wie die Begünstigung der Flucht Napoleon's durch unzweideutige Zeichen bewiesen war? Der Kaiser von Oesterreich hatte bereits seit den ersten bedenklichen Nachrichten aus Italien seine Maßregeln getroffen. Eine Macht von 40,000 Mann Infanterie, 7000 Pferden und 64 Geschützen unter dem General der Cavallerie Baron Frimont stand schlagfertig; Feldmarschallieutenant Baron Bianchi, welcher den Krieg in Südfrankreich 1814 ruhmvoll geführt

hatte, war bereits Anfang März vom Fürsten Schwarzenberg nach Italien gesandt worden, angeblich um den Zustand der Truppen, festen Plätze und der Militärverwaltung zu untersuchen, aber schon mit der geheimen Bestimmung, falls es zum Kriege mit Murat kommen sollte, den Befehl über die gegen ihn bestimmte Armee zu übernehmen. Als sich die Neapolitaner in Bewegung setzten, wurde Bianchi vom General Frimont sogleich beauftragt, die Truppen, welche in den Marken standen, zu sammeln und mit Vermeidung nutzloser Gefechte hinter dem Kanal Bentivoglio aufzustellen. Die Hauptmacht, auf starke Festungen gestützt, stand hinter dem Po, über welchen vier Brücken geschlagen waren; Feldmarschall-lieutenant Graf Nugent eilte mit einem kleinen Detachement in die Apenninen, um vereint mit den Garnisonen von Lucca und Piombino, sowie mit den toscanischen Truppen den Feind dort aufzuhalten. So erwarteten die Kaiserlichen die Kriegserklärung.

Noch war dieselbe nicht erfolgt, als die neapolitanische Avantgarde unter Carrascosa die Stadt Cesena angriff, welche von 2500 Oesterreichern besetzt war und nach kurzem Kampfe in bester Ordnung geräumt wurde. Der erste Kanonenschuß war gefallen; jetzt erst wurde der Krieg am 30. März förmlich erklärt. Ein Edict Murat's vereinigte die Marken nebst den Districten von

Urbino, Pesaro und Gubbio mit dem Königreich Neapel, sodaß nicht mehr der Tronto, sondern der Foglia die Grenze bildete; ein Armeebefehl rief die Truppen zum Kriege auf, bezeichnete als Feind die Oesterreicher, als Grund ihre Treulosigkeit, als Ziel die Unabhängigkeit Italiens und versprach ihnen den Beistand von ganz Italien in Waffen. An die Italiener wurde ein Manifest erlassen, das ihre Leiden herzählte, sie an die höchsten Güter der Unabhängigkeit erinnerte, ihnen eine freie Constitution versprach, die Streitkräfte Neapels auf 80,000 Mann angab und in emphatischer Weise Haß, Rache, Hoffnungen, Ehrgeiz als Hebel benutzend, „die Starken zu den Waffen, die Weisen zum Rathe" berief. Dieser hochtönende Aufruf an die italienische Nationalität, von Murat, einem Franzosen, erlassen, war von Millet, auch einem Franzosen, als seinem Chef des Generalstabes, unterterzeichnet. Charakteristisch genug!

Der König setzte sich nun an die Spitze seiner Avantgarde, um den Krieg, dessen Vorspiel der Angriff auf Cesena gewesen war, kräftig zu beginnen. Die ersten Erfolge begünstigten seine Waffen. Unter seiner persönlichen Leitung wurde am 4. April die Brücke von San-Ambrogio über den Panaro erstürmt, wobei General Filangieri schwer verwundet fiel. Bianchi zog sich seiner Instruction gemäß allmälig zurück, sodaß die Neapo-

litaner Ferrara, Reggio, Carpi und den ganzen Landstrich zwischen Panaro und Secchia besetzten. Am Po scheiterte jedoch ein von der Legion Ambrosio sechsmal wiederholter Sturm auf den Brückenkopf von Occhiobello, und der König, der sich in seinem ungestümen Muthe dabei den größten Gefahren ausgesetzt hatte, kehrte für seine Person nach Bologna zurück, wohin ihn schwere Sorgen riefen. Seine beiden Gardelegionen, seltsamerweise nicht unter einen Oberbefehl gestellt, sondern der Vereinbarung ihrer Divisionsgenerale gleichen Ranges überlassen, hatten zwar Florenz, nachdem sie einen Tag durch verfehlte Wege verloren, am 7. und 8. April besetzt und waren am 11. gegen Pistoja vorgerückt, hatten sich hier aber durch falsche Nachrichten über den Feind, seine Stärke, die Fortificationen, die er angelegt habe, und eine Umgehung, die er beabsichtige, zum Rückzuge bewegen lassen, ohne die Verhältnisse durch eine Recognoscirung aufzuklären! Und Nugent stand diesen 6000 Mann nur mit drei Bataillonen und dritthalb Schwadronen gegenüber! Der König hatte gehofft, daß die italienischen Truppen zu ihm übertreten würden, statt dessen hatten sich zwei toscanische Regimenter mit Nugent, ein modenesisches mit Bianchi vereinigt. Aber auch alle übrigen Hoffnungen auf eine Erhebung Italiens waren gescheitert. Seinem Manifeste antworteten nur leere

Vota, Gedichte, Volksreden, aber keine Thaten; es war „die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu!" Von den sechzehn verheißenen Regimentern führte endlich nur General Negri ein schwaches Bataillon von 400 Mann herbei. Listen zur Einzeichnung von Freiwilligen wurden ausgelegt; sie blieben fast leer. Die politischen Gefangenen, welche durch die Neapolitaner befreit wurden, ergriffen nicht die Waffen, um sich ihnen anzuschließen, sondern gingen ruhig nach Hause. Die schwerste Sorge hatte aber dem Könige ein Schreiben Lord Bentinck's bereitet, das er noch am Po während des Angriffs auf Occhiobello erhalten hatte. Der Brite erklärte ihm darin, daß er nach den Verträgen der europäischen Conföderation, da der König ohne Grund, ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten gegen Oesterreich begonnen habe, den Waffenstillstand zwischen England und Neapel für gebrochen ansehe und Oesterreich mit allen seinen Kräften zu Lande und zur See unterstützen werde. Diese Drohung mußte Murat furchtbar sein, wenn er an den innern Zustand seines Reichs und die feindseligen Rüstungen des Königs von Sicilien dachte. Und seine Streitkräfte zersplittert auf hundert italienische Meilen zwischen Reggio, Carpi und Ravenna! Es galt jetzt, einen Entschluß zu fassen.

Kriegsrath also, der alte Fehler im Unglück! Mu-

rat versammelte seine höhern Generale, stellte ihnen die augenblickliche politische und militärische Lage vor und forderte sie auf, ihre Meinung freimüthig zu sagen. Sie stimmten darin überein, daß es in Betracht der feindlichen Stellungen, welche viel stärker als die eigenen wären, und des raschen Zuzugs der Oesterreicher aus Deutschland gerathen sei, sich nur noch so lange zu halten, bis die Trains und Lazarethe zurückgeschickt seien, dann aber ein günstigeres Terrain für den Kampf gegen die Uebermacht zu suchen. Nach einer kurzen glücklichen Offensive war Joachim Murat, der sich schon als Herrn von Italien sah, bereits auf die Defensive beschränkt.

Mit schwerem Herzen gab er den Befehl zum Rückzuge in der Richtung auf Ancona; die Garden sollten auf kürzestem Wege heranziehen. Dann wollte er, wo die Abhänge der Apenninen sich dem Ufer des Adriatischen Meeres nähern, eine vortheilhafte Stellung suchen und dem Feinde die Schlacht bieten. Eine siegreiche Schlacht konnte Alles wieder gut machen; wie Napoleon und jeder wahrhafte Feldherr vor diesem, von Friedrich dem Großen und dem Prinzen Eugen bis in das graue Alterthum, suchte er für die Entscheidung des Krieges immer und einzig die Schlacht, als den Brennpunkt, in welchen alle künstlich geleiteten Operationen wie Strahlen zusammenfließen müssen, und der

bedrückte Sinn des Königs erleichterte sich, wenn er an dies heißersehnte Ziel dachte. In der Schlacht Sieg oder Tod! Das Schicksal hatte es aber anders beschlossen.

Die Oesterreicher, bedeutend verstärkt, ergriffen jetzt die Offensive, nahmen Carpi am 11. April und entsetzten am 12. die Citadelle von Ferrara. Bianchi traf am 16. in Bologna ein, wo der Obergeneral Frimont alle vier Divisionen seiner Armee vereinigte, während Murat unangefochten seinen Rückzug auf Rimini fortsetzte. Auch bei den Kaiserlichen wurde nun ein Kriegsrath gehalten, in welchem Bianchi, der älteste General, seine Meinung dahin abgab, den König nur mit 3000 Mann längs der Küste des Adriatischen Meeres zu verfolgen, mit den übrigen 20,000 Mann aber vereint über Florenz auf die Rückzugslinie Murat's zu marschiren und ihn so von Neapel abzuschneiden. Dieser gewiß richtigen Ansicht war Frimont, der Mann der alten methodischen Schule, nicht; er fand diesen Rath nicht blos unmilitärisch, sondern sogar gefährlich, denn Murat könne dann wieder an den Po vordringen und Oberitalien aufwiegeln. Er entschied sich dafür, die Armee zu theilen und in zwei Colonnen getrennt durch die Apenninen gegen den Ronco und Garigliano vorzudringen. 23,000 Mann in zwei Theile getheilt, zwischen sich das rauhe, unweg-

same Gebirge! Daß der Feind sich mit seiner ganzen Macht auf einen Theil werfen und ihn vernichten könne, um dann mit dem andern leichtes Spiel zu haben, wie Bonaparte 1796 gegen Wurmser gethan, als dieser seine Colonnen zu beiden Seiten des Gardasees vorgehen ließ, schien der Obergeneral ganz vergessen zu haben; die Geschichte predigt nur zu oft tauben Ohren. So wurde denn die Armee wirklich in zwei Theile zerlegt, deren einen Bianchi über Florenz nach Foligno führen, während Neipperg mit dem andern dem Könige folgen und ihn durch Scheinangriffe beschäftigen sollte, um jenem Vorsprung zu geben. Eine Reserve blieb zwischen Bologna und Ravenna stehen. König Murat erfuhr diese Bewegungen und durchschaute den Plan; er freute sich der Trennung des feindlichen Heeres und beschloß, dasselbe erst weiter vordringen zu lassen, damit die Entfernung der beiden Theile von einander noch größer und ihre Verbindung und gegenseitige Unterstützung durch die Gebirgskette unmöglich werde. Dies traf zu bei Macerata; dort wollte Murat Bianchi, wenn dieser von den Bergen gegen Tolentino herabstieg, angreifen, während Neipperg sich noch auf den jenseitigen Ebenen von Cesena befand; die neapolitanische Macht hatte dann die starken Positionen in der Mitte und Ancona als Stützpunkt der Flanke. Nur einem Einzigen, dem Ingenieur-

general Colletta, der zu seinen Vertrauten gehörte und die Marschlager und Gefechtsfelder auszumitteln hatte, theilte er seinen Plan mit und schloß seine feurige Rede mit den Worten: „Von dieser wohl combinirten strategischen Bewegung wird noch die Nachwelt reden.“ Sie war meisterhaft und würde mehr Anerkennung gefunden haben, wenn das Schwert des Königs nicht in dem Moment, da er schon den letzten Schlag zum Siege zu thun glaubte, durch andere Schläge gelähmt worden wäre.

Die Armee trat ihre weitern Bewegungen an und lagerte dann zwischen dem Cesano und Chiente; die erste Legion (Carrascosa) hielt Neipperg auf, die zweite und dritte nebst den beiden Gardelegionen standen bei Macerata, die vierte unter Manches und Pignatelli-Cerchiara hielt die Grenze besetzt und Montigny mit 3000 Mann die Abruzzen gegen Nugent, der über Pistoja gegen Rom vorrückte. Ein Tagesbefehl vom 29. April kündigte den Truppen an, daß die Schlacht nahe sei, daß die Bewegungen der Armee, obgleich scheinbar ein Rückzug, mit Absicht geschehen, um den Feind, der am Po zu stark gewesen, hierher zu locken und mit leichter Mühe zu schlagen. Aber der gesunkene Muth ließ sich dadurch nicht mehr beleben, die Disciplin war ganz gelockert, und nur unter den höchsten Generalen zeigte sich noch das Vertrauen, das der König auf seinen

Glücksstern setzte. Er gedachte mit seinen vier Legionen Bianchi anzugreifen und zu schlagen, diesem nur zwei zur Verfolgung nachzuschicken, die andern beiden mit Carrascosa zu vereinigen, um auch Neipperg zu werfen, dann die in den Apenninen getrennten Colonnen zu vernichten und nach dem Siege den weitern Krieg, wie es die Verhältnisse forderten, zu führen.

Auf österreichischer Seite war aber Bianchi, welcher davon schon früher durch einen zweiten Brief des Fürsten Schwarzenberg unter der Hand benachrichtigt worden war, mit dem Oberbefehl betraut worden, und Frimont hatte die Armee verlassen, um das Commando einer zweiten, welche gegen Frankreich in Piemont aufgestellt werden sollte, zu übernehmen. Dadurch kam Einheit und Energie in alle Operationen, und dem Feldherrn wurde die ganze Ehre des Krieges zu Theil, der schon die gefährlichste Wendung genommen hatte, denn ein Raum von zwanzig deutschen Meilen trennte die beiden Colonnen der Armee und Murat stand mit seiner Macht zwischen ihnen, des Sieges gewiß. Auch über die innern Zustände seines Reichs war er durch die neuesten Nachrichten aus Neapel beruhigt. Die hochherzige Frau, der er wiederum die Regentschaft übertragen, hatte Alles gethan, was in ihren Kräften stand, um den Krieg, den sie doch vorher widerrathen, durch ihre Fürsorge zu unterstützen.

Sie ordnete die Nachfuhr für die Armee in den Marken, sie ließ, als diese den Rückzug antrat und die Seitencolonnen der Oesterreicher die Grenzen bedrohten, die letzten Truppen, welche zur Besatzung der Hauptstadt und zum Schutze der königlichen Familie in Neapel zurückgeblieben waren, abmarschiren, die Kürassiere der Garde, um den furchtsamen General Montigny gegen Nugent's Anmarsch zu verstärken, die Gardegrenadiere zum General Manches, die Gensdarmen, die wenigen Depottruppen, selbst ihre eigene Palastwache an die Grenze. Den Milizen sprach sie Muth ein und weckte ihren Eifer; dem Volke, dem sie sich mehr als sonst öffentlich zeigte, suchte sie die Furcht und das Mißtrauen zu benehmen, und mit wachsamen Augen verfolgte sie die Haltung der Carbonari, welche sich wieder kühn zu regen anfingen, weder durch die frühere Strenge, noch die spätere Milde des Königs von ihren Zielen abgebracht. So gelang es ihr, Ruhe im Innern zu erhalten, und ihre Briefe waren für Joachim ein wahrer Trost.

Am Hofe befanden sich gegenwärtig die nächsten Verwandten der Königin: ihre Mutter Lätitia Bonaparte, welche in Frankreich als Mutter des Kaisers Madame Mère genannt wurde, der Cardinal Fesch, deren Bruder, und die schöne, geistreiche Schwester der Königin Pauline Borghese. Alle sahen mit ängstlicher Spannung,

zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, der Entwickelung der Dinge entgegen, welche in Frankreich wie in Italien das Schicksal ihres Hauses entscheiden mußte. Es war zu Ende April. Napoleon hatte seinen Siegeszug durch Frankreich, wo ihm alles Volk, alle gegen ihn geschickten Truppen in neuerwachter Begeisterung zufielen, in drei Wochen vollendet, er hatte den Kaiserthron wieder bestiegen und den Fürsten Europas in feierlicher Versicherung erklärt, daß er jeden Gedanken an Krieg und Eroberung aufgegeben habe und nur dem Glücke seines Volkes leben wolle. Ein außerordentlicher Gesandter, Baron Staßart, war nach Wien abgegangen, um dem Kaiser Franz dieselben Gesinnungen auszusprechen und von ihm die Rückkehr der Kaiserin Marie Louise mit ihrem Sohne nach Frankreich zu erbitten, ein anderer, General Belliard, nach Neapel, um seinen Schwager von seinem Vorgehen abzuhalten. Noch hatten die Fürsten auf dem Congresse sich nicht erklärt, noch der Kaiser von Oesterreich seinem Schwiegersohne keine Antwort gegeben. Sollte der Riesenkampf gegen ganz Europa noch einmal aufgenommen werden? Oder war das Zerwürfniß zwischen den Mächten der Coalition, das den Kaiser zu seinem raschen Schritte bewogen hatte, schon so unheilbar geworden, daß an keine Einigung mehr zu denken war und Napoleon deshalb auf Stimmen zu

seinen Gunsten rechnen konnte? Anders standen die Verhältnisse in Italien! Hier hatte der Kampf schon begonnen, durch Murat's Ungestüm gewiß zu früh, hier war kein Stillstand möglich; die nächsten Tage mußten die Entscheidung bringen, und wenn Karoline Murat unbewacht von fremden Zeugen ihre jungen Kinder betrachtete, die noch keine Ahnung hatten, was ihnen vielleicht bevorstand, so erlosch der Glanz ihrer Augen in bittern Thränen.

Viertes Kapitel.

Die Schlacht von Tolentino.

Am Abende des 1. Mai hatte sich Bianchi's Gros bei Tolentino mit seiner Avantgarde unter Starhemberg vereinigt. Der Feldherr, todmüde, recognoscirte dennoch, kaum eine Viertelstunde nach seinem Eintreffen, die Gegend, denn es waren bestimmte Meldungen über die Ankunft Murat's in Macerata, wenig über zwei Meilen entfernt, eingegangen, und ein Angriff desselben stand unzweifelhaft bevor. Es kam darauf an, denselben in einer zur Vertheidigung gegen seine momentane Ueberlegenheit günstigen Stellung zu erwarten und durch standhaftes Ausharren der Colonne Neipperg's Zeit zu geben, heranzukommen.

Die Höhen bei Tolentino boten eine vortheilhafte Position; die Stadt selbst war mit einer hohen Mauer umgeben, welche gerade auf der Ostseite, also gegen die Marschlinie des Feindes, besonders stark war; Pionniere und Commandirte der Infanterie setzten den Ort so-

gleich durch fortificatorische Anstalten in Vertheidigungszustand. Weithin gegen die zerstreut liegenden Häuser des Weilers Madia war der Bergrücken breit und flach, die Gegend offen und nur stellenweise sumpfig. Die Vorhut ging noch zwei Stunden vorwärts bis zu dem Wirthshause von Montemilone an der Straße im Chientithal; Montemilone selbst, wie viele italienische Orte, ist wie ein Adlerhorst auf eine steile Kuppe gebaut. Letztere gehört zu dem Gebirgsast, welcher die Thäler des Chienti und der Potenza scheidet, beide parallel zum Adriatischen Meere, also in der Richtung auf den Feind hinlaufend. In Montemilone und mehreren andern Orten wurden Aufnahmeposten für die Linie der Vortruppen aufgestellt. Auf den Höhen bei Tolentino lagerten die Truppen in mehreren Treffen; ihre Stärke betrug etwa 10,000 Mann Infanterie und 1000 Pferde mit 28 Geschützen. Bianchi hatte seine Disposition für die anzunehmende Schlacht schon entworfen, als ein Schreiben von Neipperg eintraf, das seine Mitwirkung ganz unwahrscheinlich machte, da er von Carrascosa festgehalten werde. Dennoch änderte der Feldherr seinen Entschluß nicht, was ihm zur hohen Ehre gereicht.

König Murat hatte seine vier Divisionen, etwa 16,000 Mann Infanterie und 2000 Pferde, noch nicht ganz zusammen, die Legion Lecchi war noch im An-

marsch. Er wußte sich aber auch ohne dieselbe dem Feinde überlegen und glaubte an keinen ernstlichen Widerstand. Seine Disposition zum Angriff war vortrefflich; nun die Schlacht, seines Wunsches Erfüllung, so nahe war, hatte sein Geist alle andern Sorgen überwunden, er war wieder ganz Soldat, der kühne Reiterführer, der entschlossene Feldherr seiner frühern schönsten Jahre. Als Reserve ließ er die Gardelegion Pignatelli bei Macerata zurück, die zweite nebst der Legion Ambrosio sollte am 2. Mai zum Angriff gegen Tolentino vorrücken, wohin auch die Legion Lecchi beordert wurde.

Der Morgen brach an; in aller Frühe schon ordnete Bianchi seine Truppen zur Schlacht. Die Höhen besetzten fünf Bataillone und eine Schwadron unter Senitzer, die Mitte im Thalgrunde drei Bataillone, neun Schwadronen und 24 Geschütze unter Mohr, die Waldhügel jenseits des Chienti, also auf dem äußersten rechten Flügel, zwei Bataillone und eine kleine Husarenabtheilung; ebenso waren nach links in das Potenzathal ein Bataillon und ein Zug Husaren entsendet. Die Stadt Tolentino hinter der Schlachtlinie war mit einem Bataillon besetzt.

Auf der Chaussee von Macerata sprengte an den Colonnen seiner Neapolitaner vorüber, mit lauthallendem Zuruf von ihnen begrüßt, der König an der Spitze eines

glänzenden und zahlreichen Gefolges von Generalen, Adjutanten und Ordonnanzoffizieren, denen ein Schwarm von Ordonnanzreitern aller Waffen, Reitknechten und Dienern mit Handpferden und die Escadron vom Dienst sich anschloß. Murat hatte wieder das prachtvolle Costüm angelegt, das er immer am Ehrentage der Schlacht trug, weithin erkennbar den eigenen Truppen wie dem Feinde und darum nicht selten das Ziel feindlicher Kugeln, denen er mit stolzer Verachtung aller Gefahr trotzte. Eine lichtblaue Kutka vom feinsten Kasimir, mit goldenen Schnüren besetzt, umschloß seinen Leib; die Aermel waren nach polnischer Sitte bis zum Ellbogen aufgeschlitzt und flatterten im raschen Ritt weit zurück, sodaß die goldgelben Unterärmel zu sehen waren; ein breiter Gurt von Gold trug das kurze Schwert, dessen Griff ohne Stichblatt und Bügel an seinem großen Knopf, wie schon erwähnt, die Bildnisse seiner Familie zeigte; weite purpurfarbene Beinkleider, mit einer Goldtresse auf der Naht besetzt, fielen auf die goldgelben Saffianstiefeln herab; auf dem Haupte trug er einen aufgeschlagenen, mit Gold bordirten, inwendig mit Federn ausgelegten Hut, von welchem ein Reiherbusch aufragte und vier lange Straußfedern nach vier Seiten niederwallten. Sein edles Roß war mit türkischem, reich beschlagenem Zaumzeug geschmückt. Der König ritt auf einem deutschen, mit goldge-

stickten Purpursammet überzogenen Sattel, die Schabracke war von gleicher Farbe, die Steigbügel vergoldet. Wenn er in dieser phantastischen Pracht auf frühern Schlachtfeldern an der Seite des Kaisers erschien, konnte kein größerer Contrast gefunden worden. Napoleon in seinem einfachen grauen Rocke über der schmucklosen Uniform, mit dem bekannten Hute, den nur er in der ganzen Armee trug, nachlässig auf seinem Pferde hängend, ein schlechter Reiter — und doch erblich Murat's Glanz, schrumpfte seine Heldengestalt ein in den Augen der Soldaten, und sie sahen nur auf den kleinen Mann, dessen Adlerblick die Schlacht beherrschte. Heute war König Murat aber nicht der Zweite, wie sonst, er sprengte in seine erste selbstständige Schlacht. Ihm folgten Graf Millet, sein Generalstabschef, die Generale Pedrinetti, Chef der Artillerie, Colletta, Chef des Geniewesens, Franceschetti, ein geborener Corse, der ihm besonders treu ergeben war, mit den übrigen Adjutanten, unter denen der Herzog von Rocca-Romana und Selliers; von seinen Ordonnanzoffizieren, jungen, talentvollen Leuten von Rang und Bildung, mit denen er sich wie Napoleon zu umgeben liebte, eine Pflanzschule für künftige Truppenführer, war der schöne, hochsinnige Herzog von Caspoli der allgemeine Liebling der Armee. Auch der Leibmamluk fehlte unter der Dienerschaft nicht; statt Napoleon's

Rustan war es hier ein Mohr von tiefschwarzer Ebenholzfarbe, der im grellen orientalischen Costüm stets auf einem Rapphengste seinem Gebieter folgte.

Als der König die Spitze seiner Avantgarde erreicht hatte, ließ er dieselbe halten und jagte auf einen Hügel, um das Terrain und die Aufstellung des Feindes zu recognosciren. Er war überrascht, die Oesterreicher in Schlachtordnung zu erblicken; sein kriegsgeübtes Auge erkannte sofort, daß diese nicht blos auf ein Rückzugsgefecht berechnet war; er konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß es hier einen ernsten Kampf geben würde, und er begrüßte denselben mit Freuden, denn er hoffte Bianchi zu vernichten, wenigstens zu zersprengen. Der österreichische Feldherr mit seinem Stabe befand sich ebenfalls bei seinen Vortruppen und beobachtete den Anmarsch des Feindes, welchen ihm vorgeschickte Husarenpatrouillen gemeldet hatten. Die Colonnen, welche sich, an ihren blitzenden Bajonetten erkennbar, in den Krümmungen des Thalwegs und auf der Chaussee wie stahlgepanzerte Riesenschlangen daherbewegten, verschwanden aber wieder; sie suchten gedeckte Aufstellungen, um ihre Punkte für den Angriff einzunehmen, für welchen der König mit großer Umsicht seine Maßregeln traf.

Fast der ganze Vormittag war darüber vergangen,

die Sonne stand in ihrer Mittagshöhe und brannte mit südlicher Glut über dem Chientithale und dessen Rändern. Endlich gegen 12 Uhr gab der König den beiden Legionen Ambrosio und Livron Befehl zum Vorrücken, jener gegen Tolentino, dieser gegen Montemilone. Sechs Escadrons waren bestimmt, sich an die Spitze zu setzen, um das Terrain gegen den Abhang der Sforza Costa aufzuklären. Der Commandant dieser Reiterschaar jagte heran, um sich beim Könige zu melden und seine nähern Instructionen zu empfangen; er trug noch die Uniform der königlichen Adjutanten, da es üblich war, dieselbe auch bei einer Versetzung in die Armee nicht abzulegen. Als er mit dem gezogenen Säbel salutirend dicht vor Murat sein Pferd kunstgerecht aus vollem Lauf parirte, daß es sich auf die Hinterfüße setzte und nur noch einmal leicht aufbäumte, sah ihn der König mit dem alten Blick seiner Gnade an, den er lange vermißt hatte. „Nun, Graf Orkum, Sie haben eine schöne Gelegenheit, die ersten Lorbeeren dieses Tages zu pflücken", sagte er freundlich und gab ihm seine nähern Befehle. Orkum sprengte ganz glücklich wieder zu seinen Schwadronen und führte sie rasch vor. Aber er versäumte, sich den nöthigen Ueberblick zu verschaffen, fand keinen Raum, sich ganz zu entwickeln, und sah sich plötzlich überraschend angegriffen. Drei Schwadronen von Prinz-Regent-Husaren stürzten

sich mit echt ungarischem Ungestüm auf die neapolitanische Cavallerie und warfen sie über den Haufen; die Verfolgung ging im scharfen Rennen bis an die Infanterie, vor deren Feuer die braven Magyaren endlich zurückgehen mußten, sodaß sich die feindlichen Schwadronen unter dem Schutz derselben wieder sammeln konnten.

Murat hatte diesen glänzenden Angriff des Feindes und die Flucht der Seinigen von der Höhe gesehen und seine dunklen Augen sprühten zornige Flammen. „Das ist ein schlechtes Debüt!“ rief er. Ob dies persönlich auf Orkum's erste Waffenthat oder auf die ganze Schlacht gemeint war, blieb zweifelhaft. Die Infanterie der beiden Colonnen ging unterdessen zum Angriff vor und nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Dichte Schwärme von Tirailleurs bedeckten den Abhang gegen Montemilone und den Thalgrund, wo eine tiefe Schlucht mit einer einzigen Brücke hinter Arancia den Oesterreichern einen starken Vertheidigungsabschnitt gewährte. Das Geschütz- und Gewehrfeuer entbrannte auf der ganzen Linie. Die österreichischen Vortruppen wichen langsam zurück, auf den Höhen wie im Thale. Nur auf der offenen Hochfläche wurde eine Jägerabtheilung, die sich zurückzog, von neapolitanischer Cavallerie ereilt, umringt und gefangen. Fast wäre der Feldherr Bianchi, der mit dem Chef seines Generalstabes, Oberstlieutenant Fleischer, und meh-

reren andern Offizieren dahin vorgeritten war, einem gleichen Schicksale verfallen. Sie zogen schon die Säbel, um sich gegen die von vorn und von den Seiten heranjagenden Neapolitaner zu vertheidigen, schon hörten sie einen höhern feindlichen Offizier von weitem in deutscher Sprache: „Ergeben Sie sich!“ rufen, da war aber blitzschnell eine Husarenschwadron von Prinz-Regent zur Hand, welche sich dem Feinde entgegenwarf und ihren Feldherrn rettete. Der Sieg auf den Höhen neigte sich mehr und mehr auf die Seite der Neapolitaner; ihre Tirailleurs drangen mit großer Gewandtheit und Tapferkeit vor, die Colonnen folgten ihnen ziemlich dicht, das ummauerte Städtchen Montemilone wurde genommen; infolge dessen mußte auch das seitwärts nach dem Abhange liegende Santa-Lucia geräumt werden und dieser Flügel der Oesterreicher trotz des heldenmüthigsten Widerstandes auf Madia und die oben erwähnte Schlucht zurückweichen. Nur im Thalgrunde scheiterten die Angriffe, welche wiederholt auf die Straßenbrücke von Arancia unternommen wurden; alle Stürme wurden abgeschlagen. General Mohr hatte selbst die Pioniercompagnie zur Vertheidigung wie die Infanterie verwendet. Der Abend brach ein. Von den waldigen Höhen von Montemilone drangen die Neapolitaner immer weiter herab, und es war zu befürchten, daß sie sich für

die Nacht ganz nahe an der Hauptstellung festsetzen würden. Da befahl Bianchi, sie in die Wälder zurückzuwerfen. Vier Bataillone gingen mit klingendem Spiel, ohne einen Schuß zu thun, zum Bajonettangriff vor, den die Neapolitaner nicht annahmen. Sie wichen bis an den Rand des Waldes zurück, und die Dunkelheit machte dem Kampf überall ein Ende. Die Neapolitaner lagerten auf den gewonnenen Höhen und im Thal, wo die gegen Arancia vorgedrungenen Colonnen bis hinter die Schluchten des Wirthshauses von Montemilone zurückgenommen wurden. Der König begab sich für die Nacht mit seinem Gefolge nach Macerata zurück; er konnte mit dem Erfolge des Tages vollkommen zufrieden sein und zweifelte keinen Augenblick an dem vollkommenen Siege, den er im voraus durch einen Kurier der Königin melden ließ. Er konnte noch Verstärkungen an sich ziehen und sandte Carrascosa Befehl, am Morgen unverzüglich den General Neipperg anzugreifen. Dieser hatte bereits durch ein neues Schreiben um 9 Uhr morgens, welches Bianchi gegen 2 Uhr mitten im Kampfe erhielt, dem Feldherrn die letzte Hoffnung auf seine Mitwirkung benommen. Ein minder fester Charakter würde die Schlacht am folgenden Tage nicht fortgesetzt, sondern die Nacht zum Rückzuge benutzt haben. Bianchi vertraute aber auf den Geist und die Tapferkeit seiner Truppen

und beschloß, das Glück der Waffen hier entscheiden zu lassen.

Die Legion Lecchi hatte am Abend der Schlacht in ihrem Marsche Macerata erreicht und blieb hier stehen, während die Gardelegion Pignatelli, welche als Reserve zurückgeblieben, nun auch vorrückte. So hatte König Murat für den zweiten Schlachttag 25,000 Mann, wobei 3500 Reiter, mit 15 Geschützen zur Verfügung. Kein Schlaf kam während der ganzen Nacht in seine Augen; er hatte seine Disposition für den erneuten Angriff ausgegeben und fürchtete nur, Bianchi könne ihm, wie die Russen stets während des Vormarsches auf Smolensk vor drei Jahren gethan, während der Dunkelheit entschlüpfen. Damals hatte der König, als Führer der Avantgarde Napoleon's, sein Zelt stets bei den Vorposten aufschlagen lassen und in mancher Nacht dasselbe zuweilen verlassen, um nach den Wachtfeuern des Feindes zu spähen und auf Zeichen seines Rückzugs zu lauschen. Es kostete ihn Ueberwindung, heute so weit vom Schlachtfelde zu bleiben. Sobald der Morgen graute, stieg er wieder zu Pferde und begab sich nach der Osteria von Montemilone, die von Macerata drei Stunden entfernt liegt. Seine Ankunft brachte das Lager in Bewegung, und die Schleichpatrouillen der österreichischen Feldwachen, welche unter Begünstigung eines dichten Ne-

bels sich nahe an die neapolitanischen heranwagten, konnten bald die sichere Meldung bringen, daß der Feind unter die Waffen trete.

Murat bildete drei Colonnen aus seinen Truppen. Die erste, unter dem Fürsten Pignatelli, bestehend aus dessen noch frischer Gardelegion, verstärkt durch eine Linienbrigade, mit Cavallerie und Artillerie, war bestimmt, im Thale gegen Arancia vorzugehen und hier durchzubrechen; die zweite, rechts davon, unter General Aquino, welcher für den verwundeten Ambrosio die Legion befehligte, sollte auf dem Bergrücken zwischen den beiden Flüssen die Höhen von Madia, die dritte, nur vier Bataillone und einige Escadrons Chevauxlegers, jenseits des Chienti den äußersten rechten Flügel der Oesterreicher angreifen, der gestern ganz unbeachtet gelassen worden war. Der entscheidende Punkt lag in der Mitte. Die Sonne hatte den Nebel siegreich durchbrochen, österreichischerseits konnte man jetzt die drei Colonnen in ihrem entschlossenen Vorrücken wahrnehmen. Aus der mittlern, welche im Chientithal heraufdrang, löste sich bald eine dichte Wolke von Tirailleurs, die den ganzen Grund und dessen Hänge bedeckte. Drei Gardebataillone folgten ihren Schützen in geschlossenen Colonnen, die Cavallerie der Infanterie. Weiter rückwärts waren drei Bataillone als Reserve stehen geblieben. Gegen diesen mächtigen Andrang konnte Feldmar-

schallieutenant Mohr Arancia, hinter welchem eine einzige Brücke über die tiefe Schlucht von Cassone führte, nicht behaupten, er räumte Arancia und Guiboli und zog sich ohne Verlust hinter das Defilé zurück, wo er, die Schlucht vor der Fronte, Aufstellung nahm. Rasch besetzten die Neapolitaner Arancia, ihre Batterien fuhren an den Rand der Schlucht vor, der König wies persönlich einer derselben die Anhöhe bei Cantogallo an, auf welcher er nun die Schlacht leitete. Von hier richteten seine Geschütze ein verheerendes Feuer auf den Hof von Cassone, den die Oesterreicher nebst dem Gehölz besetzt hielten. Er erkannte wiederum mit scharfem Soldatenblick den Schlüssel der feindlichen Stellung, welcher die Schlucht beherrschte und den Uebergang schwierig machte. Auf diesen Punkt ordnete er den Sturm an. Die Garden überschritten die Schlucht unter dem Feuer ihrer Artillerie und nahmen das Gehöft und den Wald nach mehrmals wiederholtem Angriff, wobei es zu einem erbitterten Bajonettkampf kam. Murat ließ sofort zwei Kanonen hierher bringen, welche die Oesterreicher im Thale lebhaft beschossen, während die Batterie von Cantogallo ihr Feuer auf die feindlichen Plänkler am Abhange der Hauptstellung richtete. Die Garden nebst der Cavallerie drangen nun längs der Chaussee weiter gegen Tolentino vor.

Aber der österreichische Feldherr wußte, daß ein Durchbrechen des Feindes im Thale verhängnißvoll werden mußte, und ließ dasselbe mit äußerster Anstrengung vertheidigen, sodaß es ihm gelang, das Gefecht hier zum Stehen zu bringen. Auf den Höhen nahm der Kampf eine andere Wendung. General Aquino, welcher Ambrosio's Legion jetzt befehligte, bekundete weder Einsicht noch Muth. Die Truppen der rechten Flügelcolonne gingen entschlossen vor; ihre Tirailleurs drangen aus dem Walde von Montemilone bis nahe an die österreichische Stellung und eröffneten ein heftiges Feuergefecht; die Soutiens, auch das Unterstützungsbataillon folgten rasch in das Freie, aber das Gros wurde von Aquino im Walde zurückgehalten und die Entfernung zwischen ihm und den im Kampf begriffenen Abtheilungen wuchs immer mehr. Da ließ Bianchi, dies bemerkend, das Regiment Chasteler, in Masse geschlossen, mit klingendem Spiel zum Bajonettangriff aus der Stellung vorbrechen und warf die einzige hier verfügbare Dragonerescadron dem feindlichen Bataillon, das allein den Tirailleurs gefolgt war, in die rechte Flanke. König Murat, der von dem Hügel bei Cantogallo auch das Gefecht seines rechten Flügels überschauen konnte und bereits einen Ordonnanzoffizier an Aquino, dessen Unentschlossenheit seinen Zorn reizte, mit strengen Befehlen abgefertigt hatte, hob sich

hoch in den Steigbügeln, als er sah, daß die Oesterreicher aus der Vertheidigung zum Angriff übergingen. Der Erfolg konnte kaum zweifelhaft sein. Vor den geschlossenen Bataillonsmassen mußten die lockern Tirailleurschwärme weichen, die funkelnde Helmreihe der Dragoner stürzte jetzt im gestreckten Lauf auf das Bataillon, das sofort zerstäubte. Was die Waffen nicht niederwarf, wurde niedergehauen — Alles das Werk eines Augenblicks. Der König hatte den letzten Moment nicht abgewartet, er war zu den Schwadronen gejagt, welche im Thalgrunde der Colonne gefolgt waren. „En avant!" rief er schon von weitem, wie er in Momenten des Affects immer die französische Muttersprache auch gegen seine Italiener gebrauchte. Die Reitermasse setzte sich sogleich in Trab und Murat führte sie selbst den Abhang hinauf, um seiner geworfenen Infanterie zu Hülfe zu kommen, damit sie den schützenden Wald sicher erreichen könne. Aber die Berghalde war auf dieser Seite morastig und die Cavallerie mußte ihr Vorhaben aufgeben; übel zugerichtet erreichten die Reste der Zersprengten den Wald und die Oesterreicher kehrten in ihre Stellung zurück. Auch auf dem andern Flügel jenseits des Chienti hinderte das Terrain, welches nur Fußpfade bot, den Angriff der Neapolitaner, obgleich der König von seiner in Macerata zurückgebliebenen Reserve noch die Brigade Majo zur Ver-

stärkung seiner Flügelcolonne dorthin beordert hatte. General Majo benahm sich nicht besser als Aquino, zersplitterte seine Kräfte und wurde ebenfalls durch einen Offensivstoß der Oesterreicher zurückgedrängt.

Der Mittag war herangekommen, als der König den Hauptangriff auf die feindliche Stellung auf den Höhen von Madia richten ließ, da er im Thale nicht mehr durchzubrechen hoffte. Dort konnte er 8000 Mann verwenden, während die Oesterreicher nur drei Bataillone und eine Escadron und kein Geschütz hatten; die Höhe war für Kanonen unzugänglich. Mit voller Siegeszuversicht beobachtete jetzt Murat von seinem Hügel bei Cantogallo das Vordringen seiner Waffen. Um gegen einen unvermutheten Reiterangriff geschützt zu sein, hatte Aquino die Infanterie in große Vierecke, jedes zu zwei bis drei Bataillonen, formirt. Plötzlich donnerte ein Kanonenschuß auf österreichischer Seite, der König blickte überrascht auf, er sah die Colonnen seiner Legion stutzen. Hatte der Feind durch ein Wunder Geschütze auf jene Steile gezaubert? Nicht durch ein Wunder, sondern einfach, indem Bianchi gegen manchen Widerspruch, welcher im Fall eines Unglücks den Verlust der Kanonen befürchtete, den Befehl gegeben hatte, eine halbe Batterie, zwei Kanonen und eine Haubitze, in Rohre, Laffeten und Protzen auseinander zu nehmen und hinaufzutragen,

oben aber wieder zusammenzusetzen, womit man kurz vor dem Angriffe zu Stande gekommen war. Der Moment der Ueberraschung hatte mächtig gewirkt, doch wurden die Oesterreicher lebhaft von der Batterie bei Cantogallo beschossen, und die Vierecke, in Schachbretform geordnet, mit Tirailleurs in den Intervallen, gingen trotz des Kartätschenfeuers wieder vor. Bianchi war in Person zur Stelle; seine Gegenwart ermuthigte die Truppen. Als das vorderste Viereck näher gekommen war, machte es, statt mit gefälltem Bajonett anzustürmen, Halt und eröffnete ein schlechtgezieltes Flintenfeuer, das gar nicht erwidert wurde. Von dieser Kaltblütigkeit betroffen, stellten die Neapolitaner ihr Schießen ein und beide Theile standen sich ein paar Minuten gegenüber. Der König war außer sich; er hatte seinen Liebling unter den Ordonnanzoffizieren, den jungen Herzog von Caspoli, zu Aquino geschickt, um ihn anzufeuern; er wußte, daß der kühne Jüngling sich an die Spitze des ersten Vierecks gesetzt haben würde, um es in seinem Namen zu führen; vermochte auch dieser nichts mehr? In diesem Augenblick erschienen ein paar feindliche Reiterschwadronen, die aus dem Chientithal heraufgekommen waren; sie gingen sofort zur Attake. Es war der General Baron Taxis, der sie herbeigeführt. Zugleich ließ Bianchi Sturmmarsch schlagen und das Regiment Chasteler abermals in der

Fronte vorrücken. Fast in demselben Moment erstieg auch General Eckhardt mit einem Bataillon und einem Zuge Husaren von der andern Seite, aus dem Potenzathal, die waldigen Höhen und drang gegen Montemilone vor, um den Rücken der Neapolitaner zu bedrohen. Da sank ihnen der Muth. Das vorderste Viereck lief auseinander, kein Zuruf, keine Klinge der Offiziere vermochte ihre Flucht nach dem Walde aufzuhalten; der ritterliche Herzog von Caspoli fand dabei seinen Tod; er war kaum zum Jünglinge erwachsen. Auch das zweite Viereck löste sich auf; die beiden andern, welche weiter zurückgestanden, konnten noch halbgeordnet ihren Rückzug antreten. Auch sie wären zersprengt und die ganze Legion vernichtet worden, wenn Baron Taxis mit der Cavallerie, um sie abzuschneiden, nicht in die Gebüsche viel zu weit links gegangen wäre, statt auf festem, ebenem Boden geradeaus in den fliehenden Feind einzuhauen. Bianchi sah es mit Unwillen und schickte ihm einen Adjutanten nach; der Moment war aber unwiederbringlich verloren.

Mit welchen Gefühlen sah König Murat von seinem Hügel die Niederlage seines rechten Flügels! Aber es sollte noch mehr auf ihn einstürmen, um seine Seelenkraft auf die härteste Probe zu stellen. Wie im vorigen Jahre bei jenem Landhause vor Piacenza, als er mit Colletta den Angriff auf die Festung berieth, zwei Boten zugleich

anlangten, welche ihm die Kunde von Napoleon's Sturz brachten — eine Schreckenskunde für ihn trotz seines Scheinkriegs — so wiederholte ein dämonisches Spiel des Zufalls heute dasselbe Ereigniß. Fast in dem Augenblicke, als er mit Grimm und großer Besorgniß die Flucht seiner Truppen zum Walde von Montemilone sah und nun die letzte Hoffnung schwand, dem Gefecht im Thalgrunde, das noch immer im heftigen Feuer unterhalten wurde, eine günstige Wendung zu geben, trafen mitten in der Schlacht zwei Kuriere bei dem Könige ein. Der eine kam vom General Montigny aus den Abruzzen und meldete, daß die Défilés von Antrodocco nicht länger zu behaupten gewesen und daß auch die Citadelle von Aquila übergeben worden sei. Freilich schrieb der zaghafte Landsmann Murat's nicht, daß er jene starke Stellung auf die bloße Nachricht vom Anmarsch des Feindes verlassen und daß der Commandant von Aquila ebenfalls ohne Noth die Festung geräumt habe. Dennoch war der König, der so etwas ahnen mochte, außer sich und ließ die weitere Meldung über den unruhigen Geist der Bevölkerung, welcher einen Aufstand befürchten lasse, nicht als Entschuldigung für den Rückzug Montigny's gelten. Der zweite Kurier, vom Kriegsminister Macdonald gesandt, berichtete, daß die Oesterreicher am Garigliano, dem Grenzflusse, erschienen seien

und in der Hauptstadt die äußerste Niedergeschlagenheit herrsche, auch daß in Calabrien bereits wieder einzelne Aufstände stattgefunden, welche nur mit Mühe vor der Hand unterdrückt worden.

Als Murat die verhängnißvollen Depeschen gelesen hatte, fühlte er den Boden unter sich schwanken; ein versäumter Moment konnte ihn unrettbar vernichten. Welche Fehler man ihm auch vorwerfen konnte, Unentschlossenheit in der Gefahr gehörte nicht dazu. Die Schlacht mußte schleunigst abgebrochen, der Rückzug angetreten werden, um sich mit Carrascosa zu vereinigen und dann die Armee über das Gebirge an den Volturno zu führen, dessen starke Vertheidigungslinie er in Verbindung mit Macdonald's Truppen, der sogenannten Armee des Innern, zu halten hoffte. Dieser Gedanke schwebte ihm jetzt aber nur dunkel vor, die nächste Nothwendigkeit war der Rückzug auf Macerata. Dazu ertheilte er die nöthigen Befehle. Zur Aufnahme der weichenden, zum Theil aufgelösten Colonnen rückte die noch in Macerata stehende Brigade Medici vor, aber der Feind war bei der Verfolgung Aquino's schon auf den Kreuzweg im Thalgrunde gelangt und schnitt ihr den Rückzug ab, sodaß auch diese Brigade, zugleich in der Fronte durch zwei Bataillone angegriffen, zersprengt und zerstreut wurde. Graf Millet, der Chef des Generalstabes, sandte

dem Fürsten Pignatelli, der im Thale noch die starke Stellung inne hielt, auf einem Zettel den schriftlichen Befehl, sogleich nach Monte-Olmo abzuziehen, ließ aber sofort durch einen Ordonnanzoffizier mündlich bestellen: Nicht vor der Nacht! Dem Fürsten schien es aber gerathener, sich an das geschriebene Wort zu halten, und trotz des Einspruchs seiner Regimentscommandanten verließ er seine Position, wo er mit den Garden den Feind länger aufgehalten und den Rückzug gedeckt haben würde. Der König warf die Cavallerie nochmals der ungestüm drängenden Verfolgung entgegen; sie kam bald in Unordnung zurück. „Ich werde Sie vor ein Kriegsgericht stellen, Orkum!“ donnerte er den Führer des ersten Regiments an, dem er, in Person vorsprengend, im vollen Zurückjagen begegnete. Orkum zeigte stumm auf sein strömendes Blut; er hatte einen Hieb in das Gesicht bekommen. Murat achtete nicht darauf; er ordnete schnell einen Verhau an, um die Schlucht, welche sich von der Osteria der Sforza Costa zum Chientifluß senkt, zu sperren; er sprang dabei vom Pferde und legte selbst Hand ans Werk, während schon eine feindliche Schwadron herankam und ihre Plänkler auf ihn und seine wenigen Begleiter schossen. Der österreichische Feldherr bestrafte nachher den Rittmeister, welcher diese Escadron führte, daß er den König nicht gefangen ge-

nommen habe, was ihm bei mehr Entschlossenheit wohl gelungen wäre. Murat hatte unterdessen Geschütze auf den Rand der Schlucht bringen lassen, unter deren Feuer sich seine Cavallerie wieder sammeln und der Rückzug fortgesetzt werden konnte. Die Dämmerung senkte sich nun in das Thal und die weitere Verfolgung wurde eingestellt. Der glorreichste Sieg gegen die Uebermacht war errungen, aber bis zur völligen Vernichtung des Feindes reichte die Kraft nicht aus. In Macerata sammelte Murat sein geschlagenes Heer, und wenn er schon die vorige Nacht in fieberhafter Ungeduld schlaflos zugebracht hatte, mit welchen schrecklichen Gefühlen durchwachte er die heutige! Noch ließ sich der Verlust seines Heeres nicht übersehen, aber wie bedeutend er auch sein mochte, schlimmer war die Entmuthigung der Truppen, von der er sich zuletzt überzeugt hatte, und die Unfähigkeit oder der böse Wille seiner Generale. Dieser trat bei der Berathung hervor, welche er noch in der Nacht mit ihnen hielt. Wenn die Marschälle Napoleon's es gewagt hatten, dem Kaiser, als er noch Herr von Frankreich war, den Gehorsam aufzukündigen, warum nicht die neapolitanischen Generale ihrem Könige, dessen Sache sie für rettungslos verloren ansahen? Nur gingen sie dabei auf italienischen krummen Wegen, und bei den ärgerlichen Auftritten, zu denen es kam, behauptete der

König wenigstens die äußere Autorität. Der Zustand der Armee wurde ihm aber in dem traurigsten Lichte geschildert; General Lecchi erklärte ihm geradezu, daß seine Legion ihm nicht mehr gehorche, und auch in der Ambrosio's, wie ihr jetziger Führer Aquino berichtete, war Unordnung und Widerspenstigkeit eingerissen. Während dieser unheilvollen Besprechung tobte draußen der Sturm und strömte eisiger Regen; auf die Hitze des vorigen Tages war plötzlich, wie es zuweilen im Apennin geschieht, ein Umschlag zur Kälte erfolgt, sodaß man sich in ein nordisches Land versetzt glaubte, und diese Schrecken des Wetters dienten dazu, die Stimmung der geschlagenen Truppen in ihren Bivouaks noch mehr herabzudrücken.

Der Rückzug war nur noch längs der Küste auf Pescara möglich; er wurde am frühen Morgen angetreten. Von einer Ordnung konnte keine Rede mehr sein. Die Armee marschirte in zwei Colonnen auf Parallelstraßen, heftig verfolgt von den Oesterreichern, welche nun durch die Vereinigung mit Neipperg auf 22,000 Mann angewachsen waren und vier Colonnen bildeten, deren eine schon gegen Rom abrücken konnte, um Terracina zu gewinnen. Macerata wurde angegriffen, noch ehe die Wagen und Pferde des Königs und seiner Minister in Sicherheit waren, sodaß ein Theil davon erbeutet

wurde. Eine Colonne unter General Starhemberg kam der neapolitanischen Nachhut unter Majo zuvor und schnitt sie ab. Die Wuth der Elemente hatte mit dem anbrechenden Tage nicht nachgelassen, sondern tobte fort; die Wege wurden immer beschwerlicher und die Märsche zum Theil bei Nacht ausgeführt, um Vorsprung vor dem Feinde zu gewinnen; dadurch stieg die Auflösung der Armee so, daß nur noch Carrascosa's Legion, welche bei Tolentino nicht mitgefochten hatte, in guter Ordnung blieb. Die Soldaten ließen sich haufenweise fangen. Selbst die Garden lösten sich auf; truppweise nur noch marschirend, erreichte das Heer den Tronto und Pescara, wo es sich einigermaßen sammelte, um nun die Küste zu verlassen und auf der großen Straße landeinwärts zur Vereinigung mit Macdonald's Truppen an den untern Garigliano und Volturno zu ziehen.

In Pescara erfuhr Murat, daß der Prinz Cariati, sein Gesandter beim Congreß, nach Neapel zurückgekehrt sei und die Unmöglichkeit eines Vergleichs mit den verbündeten Monarchen berichtet habe. Sie hatten den König von Neapel wegen seines Friedensbruchs des Throns für verlustig erklärt und mit Ferdinand IV. einen Allianztractat abgeschlossen, in welchem sie ihm unter gewissen Bedingungen das Königreich Neapel zugestanden.

„Wenn ich untergehen soll“, rief Murat mit funkelnden Augen, „so will ich wenigstens als Soldat mit den Waffen in der Hand sterben!“ Aber diese Hoffnung mußte ja im nächsten Moment, wenn er an den Zustand seines Heeres dachte, in ihm sinken. Nur ein Stern strahlte ihm noch in der Dunkelheit, die ihn mehr und mehr umnachtete; es war der Glücksstern Napoleon's! Wenn der Kaiser siegte, wenn es ihm wenigstens gelang, sich auf dem wiedergewonnenen Throne durch einen billigen Friedensschluß zu behaupten, so konnte er ja seinen Schwager, der für ihn sofort das Schwert gezogen hatte, nicht fallen lassen. Doch auch dieser letzte Stern der Hoffnung ging in trüben Wolken unter. Durch Cariati erfuhr der König, daß Napoleon den übereilten Krieg seines Schwagers im höchsten Grade mißbillige, da er die angeknüpften Unterhandlungen nur erschwere und die Monarchen reize, sodaß, wenn sie dieselben zurückwiesen und der erneute Kampf unglücklich für das Kaiserreich ausfalle, Murat die Schuld an dessen Sturze beizumessen sei. Da biß der König die Lippen zusammen und blickte eine Weile starr vor sich hin.

„Es kommt Alles anders!“ rief er endlich. „Das Glück, das mir stets hold gewesen ist, wird mich nicht ganz verlassen.“

In Pescara durfte er sich nicht länger aufhalten,

als das Sammeln seiner zerstreuten Truppen erforderte; er mußte rasch weiter auf der Straße, die über das Gebirge führt, ziehen, weil ihm Bianchi an der Spitze seiner Cavallerie dieselbe über Aquila schon zu verlegen drohte. In Aquila erhielt Neipperg mit andern diplomatischen Aufträgen eine Depesche vom Fürsten Metternich, durch welche er ermächtigt wurde, dem Könige Joachim — diesen Titel gestand ihm Kaiser Franz ausdrücklich noch zu! — einen Jahrgehalt von einer Million Gulden gegen freiwillige Entsagung des Throns anzubieten, doch solle er vorher Bianchi's Meinung darüber hören. Bianchi erklärte augenblicklich, daß dieser Antrag zu unterlassen sei, da Murat keinen Widerstand mehr leisten könne. Neipperg war schon im voraus derselben Ansicht gewesen. Ob Murat, wenn er von dem Erbieten der Verbündeten etwas erfahren hätte, dasselbe angenommen haben würde? Nach seinem Charakter ist es zu bezweifeln, da er später unter viel verzweifeltern Umständen ein ähnliches ausschlug. Auch England war gewillt, den König mild zu behandeln, wie ein Schreiben von Lord Burghersh (später Lord Westmoreland, Gesandter in Berlin, dann in Wien) an Bianchi noch gegen Ende Mai bewies, aber dieser energische Feldherr wollte von Zugeständnissen an den Feind, den er niedergeworfen hatte, nichts mehr wissen.

Es war eine traurige Heerschau, die letzte seines Lebens, welche Murat am 11. Mai zu Popoli hielt, wo er durch Carrascosa wieder 14,000 Mann mit 16 Geschützen zusammengebracht hatte. Ohne Rast ging er in einem vierzehnstündigen Marsch über das hohe Gebirge. Seine zuchtlosen Truppen überließen sich den größten Excessen und Gewaltthätigkeiten im eigenen Lande. Noch hegte der König die Hoffnung, sich mit der Armee des Innern vereinigt an den Wasserlinien der Westküste behaupten zu können, aber Manches hatte, sobald er die Nachricht von der Niederlage bei Tolentino erhalten, schon die Grenze verlassen und war von Nugent bei San-Germano angegriffen worden, während Major d'Aspre über Ponte-Corvo ihn umgangen hatte, sodaß seine Infanterie sich gänzlich zerstreut und er nur mit der wenigen Cavallerie und zwei Geschützen sich nach Capua rettete. Hierher war der König im Anmarsch. Bianchi folgte ihm auf dem Fuße, um sich seinerseits mit Nugent zu vereinigen und dann gerade auf Neapel zu marschiren. Am 15. Mai erließ er eine Proclamation, in welcher er die Besitznahme des Königreichs Neapel für seinen rechtmäßigen König Ferdinand verkündigte, den Einwohnern Sicherheit der Person und des Eigenthums verhieß und alle Militärs, welche ihrem legitimen Monarchen den Eid der Treue schwören würden, in ihren Graden und

Würden bestätigte. Ein Aufruf von großer Wirkung im Lande!

Murat, der alles Vertrauen auf sein Heer verloren hatte, griff jetzt zu dem letzten Mittel, das immer wieder bis auf unsere Tage versucht worden ist, wankende Throne zu stützen, immer mit demselben elenden Erfolge, ja mit dem Fluche der Lächerlichkeit, einem Mittel, das selbst der gewaltige Napoleon in den hundert Tagen seiner Herrschaft von 1815 nicht verschmäht hat; er bot dem Volke eine freisinnige Constitution! Um sie als längstbeschlossen darzustellen, wurde ihr das Datum vom 30. März gegeben, obgleich sie erst am 12. Mai geboren wurde. Glaubte er wirklich, die Neapolitaner, welche nur dem Glücke, dem Sieger zujauchzen, würden sich auf dies Blatt Papier wie ein Mann für ihn erheben zu einem Volkskriege, wo er so viele heimliche Gegner im Lande hatte und der Abfall, der Verrath täglich die Reihen seiner Anhänger lichtete?

Er hatte jetzt die noch verfügbaren Streitkräfte bei Capua aufgestellt. Die Legion Carrascosa stand am Gebirge bei Venafro, die vierte bei Mignano, das Gardegrenadierregiment in Sessa, der Rest in Capua, das Hauptquartier des Königs war in Caserta. Kein Land Europas kann sich, den neuen Louvre in Paris ausgenommen, eines größern und schönern Schlosses rühmen, als

König Karl III. zu Caserta vor hundert Jahren erbaut hatte; ein riesiges Viereck, fast 400 Schritt lang und 300 Schritt tief, in allen Marmorarten prangend, von einem Portikus mit hundert Säulen durchschnitten, umgeben von herrlichen, weitausgedehnten Gartenanlagen mit Wasserkünsten, die von einer sechs Meilen langen Wasserleitung auf kühn gebauter Brücke über das Thal von Maddaloni gespeist werden. Aber für all diese Pracht und Herrlichkeit, welche sonst der Neigung des Königs so sehr zusagte, hatte Murat jetzt keinen Sinn, sie mahnte ihn zu schrecklich an sein Unglück; er zog sich für seine Person mit geringer Umgebung nach dem nahgelegenen Städtchen San-Crucio zurück, wo er die Meldungen und Berichte empfing und gegen seine Art rastlos über Entwürfen brütete, ohne zu einem Entschluß kommen zu können.

Fünftes Kapitel.

Die Entthronung.

Der Siegesnachricht, welche der König nach den errungenen Vortheilen des ersten Tages von Tolentino seiner Gemahlin zugeschickt hatte, war die Enttäuschung, die bitterste Enttäuschung nur zu schnell gefolgt. Die Königin hatte jene Kunde sogleich ihrer Mutter und Schwester mitgetheilt, welche darüber in die lebhafteste Freude versetzt worden waren; der Cardinal Fesch hatte sie darin bestärkt, verwöhnt wie er war durch die lange Reihe von Siegesnachrichten seines kaiserlichen Neffen aus früherer Zeit. Das Mißtrauen Karolinens, die den Tag nicht vor dem Abend loben wollte, wurde schon nach zwei Tagen bestätigt, und nun jagten sich die Unglücksbotschaften. Der König war besiegt und verfolgt; das Heer, wie er schrieb, löste sich auf, aus den Provinzen gingen die schlimmsten Nachrichten ein, das Volk wurde unruhig, die Carbonari erhoben immer frecher das Haupt, General Manches, der nur gegen wehr-

loses Volk und elende Briganti Muth gezeigt und sich einen Namen durch den Fluch seiner Opfer gemacht, hatte die Grenze verlassen, ohne einen Schuß zu thun. Von allen Seiten drohte Gefahr, jede Aussicht verdunkelte sich, jede Hoffnung schwand, das Reich schien unwiderruflich verloren.

In dieser furchtbaren Lage bewährte sich die Seelenstärke der Schwester Napoleon's. Sie sorgte vor allem für die Sicherheit der Verwandten, welche bei ihr eine Freistatt gesucht; in Frankreich allein bei dem Kaiser war noch Heil zu finden; sie traf Anstalten für ihre sichere Ueberfahrt. Als die Gefahr immer näher rückte, trennte sie sich auch von ihren Kindern, welche sie unter guter Bedeckung nach der starken Feste Gaëta sandte. Der Prinz Cariati war eben angekommen und hatte Audienz bei ihr, auch der General Colletta, vom Könige geschickt, befand sich dabei; sie sprach mit den beiden Männern fest und ruhig, aber das Mutterherz forderte seine Rechte, als die Kinder tief betrübt von ihr Abschied nahmen. Nur mit Anstrengung bewahrte sie äußerlich ihre Fassung, tröstete die Geliebten, zwang sich zu einer heitern Miene und sprach ihnen Hoffnung ein, die sie nicht theilte. Der ergreifende Augenblick war vorüber, die Königin bebte sichtlich und es herrschte ein Schweigen im Zimmer, das die beiden tief bewegten

Zeugen nicht zu unterbrechen wagten. Dann fing sie wieder an von Staatsgeschäften zu sprechen und wandte sich besonders an Colletta; statt Manches müsse ein entschlossener General das Commando an der Grenze erhalten, welcher den Feind über den Liri zurückwerfe, um den gefährdeten Rückzug des Königs aus den Abruzzen zu erleichtern. Sie nannte Macdonald, den Kriegsminister, und Colletta pflichtete ihr bei. Da kam der Herzog von San-Teodoro, welcher die königlichen Kinder zu den Wagen begleitet hatte, zurück, meldete, daß sie abgereist seien, und erzählte weinend, was sie dabei gethan und gesagt.

„O halten Sie Ihre Thränen zurück!“ unterbrach ihn die Königin erschüttert. „Es ist für mich nicht Zeit, mich weichen Gefühlen hinzugeben!“ Sie faßte sich gewaltsam und führte die Conferenz zu Ende.

Als Cariati das Cabinet der Königin verließ, fand er im Vorzimmer den Prinzen Camillo Angri, der ihm früher mit Instructionen vom Könige zum Wiener Congreß nachgeschickt worden war. Er grüßte ihn mit fragender Miene; Angri erwiderte den Gruß unbefangen und schien die Frage nicht zu bemerken; zu einer Besprechung war nicht Zeit, denn der Kammerherr vom Dienst rief den Wartenden in das Cabinet.

„Treten Sie näher, Prinz Angri“, sagte die Köni-

gin, als er sich tief vor ihr verneigte. „Es ist mir ein Bedürfniß, in diesem ernsten Augenblicke auch die Ansichten eines so treuen Freundes des Königs zu hören. Sie sind es doch?" setzte sie hinzu, indem sie ihn mit einem scharfen Blicke in das Auge faßte.

„Wodurch habe ich bei Ew. Majestät diesen Zweifel verschuldet?" erwiderte er.

„Verzeihen Sie mir! Wo Alles wankt, was bisher fest wie Felsen zu stehen schien, überrascht uns oft ein Zweifel, auch wo seine Bestätigung am schmerzlichsten wäre! Ich glaube ja nur zu gern, daß Sie das Vertrauen des Königs unter allen Umständen gerechtfertigt haben. Sie kennen die ganze Größe der Gefahr, von welcher er bedroht ist?"

Camillo glaubte die Frage bejahen zu dürfen.

„Die Armee, die er geschaffen hat, die ihm Alles verdankte, ihre ehrenvolle Stellung im Lande, Vortheile jeder Art und das Höchste, den Ruhm vor Europa, wie hat sie dem Könige gelohnt? Ich gebe den Truppen nicht die Schuld, wohl aber den Leuten, denen er die Führung anvertraute! Mit Wohlthaten hat er sie überhäuft, viele aus der Niedrigkeit emporgezogen. Die Elenden! Mehr als einer ist schon zum Verräther an seinem Herrn geworden!" Sie mäßigte die heftige Sprache, in welcher sich der Geist der Bonaparte verrieth und fuhr

dann fort: „Jetzt hat der König an sein Volk appellirt. Glauben Sie, daß es ihm antworten wird?“ Das bittere Lächeln, welches diese Frage begleitete, verrieth, wie sie selbst darüber dachte; ihr war der Schritt ihres Gemahls, im Momente, da er selbst am Rande des Abgrunds stand, eine freie Verfassung, gleichsam von der Noth ihm abgerungen, zu proclamiren, ebenso fruchtlos als unwürdig erschienen. Camillo antwortete in ihrem Geiste.

„Vor zwei Jahren, noch besser in der Zeit des Friedens, hätte dieser hochherzige Entschluß, weil er aus vollkommener Freiheit des Willens entsprungen wäre, vielleicht Großes bewirken, dem Throne des Königs eine Unterlage von Granit, aller Stürme spottend, verleihen können, jetzt —“

„Jetzt nicht mehr!“ unterbrach ihn die Königin. „Und auch damals nicht! Der Granit, auf welchen der Thron eines Herrschers sich stützen muß, ist die eigene Kraft. Wehe dem, der ihn auf die leicht bewegliche Menge, die dem Sande der Dünen, der Meereswoge gleicht, bauen will! Ich weiß, Sie denken anders. Vielleicht kommen Sie einst auch zu der Einsicht, daß Ihre schönen Ideen Phantome, Seifenblasen sind; mögen Sie diese Erfahrung an dem Volke, für das Sie schwärmen, nicht zu bitter erkaufen! Wenn das Heer den König verläßt und das Volk seinem Geschenke mit Gleichgültigkeit, ja

mit rebellischen Zeichen antwortet, was glauben Sie, kann noch geschehen, um der Katastrophe vorzubeugen? Sprechen Sie frei."

„Kampf bis zum letzten Athemzuge, wenn er noch möglich ist, oder eine ehrenvolle Capitulation", erwiderte Angri.

„Und für den letzten Fall — doch wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen!" sagte die Königin. „Seien Sie überzeugt, daß der König den Degen nicht niederlegen wird, solange ihm noch die Möglichkeit des Kampfes gegeben ist. Was aber kann noch geschehen, um den innern Feinden, ja, Prinz Angri, den innern Feinden, solange der Kampf nicht entschieden ist, den Fuß auf den Nacken zu setzen, den der König in seiner Milde nur allzu schnell wieder zurückgezogen hat? Ich weiß, Sie haben ihm dazu gerathen! Besiegte Feinde mag man schonen, Reumüthigen, die sich unterwerfen, von Herzen vergeben, aber der Natter, die man zertreten wollte, das Leben schenken, damit sie die Ferse, welche schon über ihrem Kopfe schwebte, mit giftigem Stachel treffen kann? Verstehen Sie sich auf Chiffreschrift, Prinz Angri?" Sie nahm aus einem Portefeuille, das vor ihr lag, ein zerknittertes, nicht ganz sauberes Papier und reichte es dem über ihre plötzliche Frage betroffenen Camillo.

Es war sein Brief, welchen er Mas' Antonio in

geheimer Sendung anvertraut hatte; er sah es auf den ersten Blick. Als er ihn aus der Hand der Königin empfing, raffte er seine ganze Geisteskraft zusammen; er fühlte, daß ihre Augen brennend auf ihm ruhten, er war sich bewußt, daß ein Zucken in seinen Mienen bei ihrer überraschenden Frage ihr nicht entgangen sein konnte.

„Wissen Ew. Majestät, von wem dies Schreiben ist, an wen gerichtet?" fragte er, nun in vollkommener Selbstbeherrschung.

Karoline Murat warf — ihm einen vernichtenden Blick zu, wie nur der ihres Bruders einen Schuldigen hatte bis in das Mark treffen können. „Sie wissen es nicht?" entgegnete sie. „Lassen Sie sich sagen, Prinz Angri, daß ich noch im letzten Moment der Herrschaft, die man mit allen Mitteln schändlicher Hinterlist zu untergraben bemüht gewesen ist, die Macht besitze, einen Verräther zu bestrafen; noch gehorchen die Commandanten der vier Castelle von Neapel meinem Worte, und kein Soldat wird sich weigern, das Urtheil eines Kriegsgerichts zu vollstrecken. Ich weiß aber, nicht der Tod ist für einen stolzen Geist die härteste Strafe, sondern Verachtung! Behalten Sie dies Billet und reisen Sie ab, nach Calabrien, nach Sicilien, wohin Sie wollen!"

„Majestät!" rief Camillo, der während ihrer letzten Worte erblaßt war.

„Wollen Sie leugnen, daß Sie dies Billet geschrieben haben?“ rief die Königin.

„Ew. Majestät haben mich einen stolzen Geist genannt“, erwiderte Camillo mit bebender Stimme; „ich will und kann keine Lüge vor Ihnen aussprechen. Wie auch dieses Billet in Ihre Hände gekommen und durch wen die Anklage gegen mich erhoben worden ist, leugnen mag ich es nicht, daß ich es geschrieben habe. Wollen Ew. Majestät mir nicht Glauben schenken, daß mein Beweggrund gewesen, meinem Könige einen spätern Vorwurf über die Gewaltthat, die ich verhindern wollte, zu ersparen, so muß ich es tragen.“

„Die schöne Phrase nehme ich für das, was sie ist! Reisen Sie, ich gebe Ihnen noch zwei Stunden Sicherheit in Neapel!“ Sie winkte entlassend mit strenger und kalter Miene, und Camillo mußte wiederum alle Kraft aufbieten, um sich beim Durchschreiten der Vorgemächer, wo viele Augen neugierig in seinen Mienen forschten, sich nicht zu verrathen. Sein einziger Gedanke war: Entwaffnet! In dem Augenblicke, wo das Gebäude der bestehenden Macht im Zusammensturz begriffen, wo es möglich war, durch eine große That den künftigen Geschicken des Landes eine Grundfeste zu geben, den König Murat inmitten seiner Garden ohne Schwertstreich gefangen zu nehmen, unberechenbar, für welche Erfolge!

wo sich dann auch dem stolzen Sieger wie dem hinter dessen Schilde gedeckt sich nahenden Bourbon hohe Bedingungen stellen ließen, in diesem entscheidenden Augenblicke war Camillo, der sich Alles schon klar vorgezeichnet, seine Freunde wie seine Werkzeuge bereit hatte, entwaffnet, durch das Wort einer Frau! Sie wußte, daß er ihr Feind war, ein Verräther an ihrem Herrn und König, sie konnte ihn vernichten, und sie gab ihn frei. Er nannte es eine kindische Schwäche, daß er sich dadurch seiner Ehre gemäß für gebunden hielt; hatte er es vorher mit seiner Ehre verträglich gehalten, des Königs Vertrauen mit Treulosigkeit zu lohnen, wie kam er jetzt auf einmal zu so zarten Gewissensskrupeln? Aber er konnte sie nicht überwinden, er fühlte sich zur That entnervt. Ob er abreisen oder der Drohung, die ihm nur zwei Stunden Sicherheit gewährte, trotzen solle, war ihm nur im ersten Momente zweifelhaft, dann entschied er sich dafür, Neapel zu verlassen; in wenigen Tagen mußte ja doch hier die Katastrophe einbrechen, und dann stand seiner Rückkehr nichts im Wege, wie er sich dann auch nicht mehr für gebunden erachten konnte. Wohin er sich wenden sollte, war ihm auch bald klar. Er hatte daran gedacht, zu seinem Vater zu gehen und ihn um eine Freistatt in der Villa Angri zu bitten, welche er ihm, wenn er das Motiv hörte, nicht abgeschlagen haben würde;

hatte er sie dem Briganten gewährt, warum nicht dem eigenen Sohne, wie fern er ihn auch in letzter Zeit wieder von sich gehalten hatte! Aber ein anderer Gedanke, der ihm zusagte, weil er kühn und listig zugleich war, hatte ihn schnell bestimmt; er wollte keineswegs nach Calabrien fliehen, sondern dem Könige gerade entgegengehen, ihm sagen, was rathsam schien, und dort die letzte Agonie seines Sturzes mit Augen sehen. Als er zu diesem Entschlusse gekommen war und die Anstalten zur ungesäumten Abreise befohlen hatte, richtete sich sein Geist auf die Frage, wie die Königin in den Besitz seines Geheimnisses gekommen sei. Zwar konnte er nur unbestimmte Vermuthungen hegen, ein Spiel von unglücklichen Zufälligkeiten für möglich halten, aber dennoch, wie von Ahnung oder dunkler magnetischer Kraft getrieben, flogen seine Gedanken stets auf einen Punkt und formten sich ein bestimmtes Bild, den Gaukler von Reggio! Ihm war es, als verkünde ihm ein Seherblick des Geistes, der auch Verhülltes in Zeit und Raum zu durchdringen vermag, daß nur Emilio, gleichviel auf welche Weise, zum Verräther an ihm geworden sein könne, und in seiner Seele erwachte das ganze glühende Rachegelüst des Italieners. Mit der Waffe in der Hand war von Emilio keine Rechenschaft zu fordern, keine Genugthuung zu erlangen. Camillo starrte lange vor sich

hin, seine Lippen waren auf die Zähne gepreßt, seine Hände krampfhaft geballt; wenn ihn jetzt der Jüngling gesehen hätte, welcher sonst den edlen und hohen Geist in seinen Zügen bewundert hatte, wie sehr würde er vor ihm erschrocken sein! Die Uhr vom nahen Thurme riß ihn endlich aus dem finstern Brüten über bösen Gedanken; sie mahnte ihn, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei. Der Wagen wurde gemeldet; er sprang auf, doch sein lahmer Fuß, den er ganz vergessen zu haben schien, versagte ihm fast den Dienst, sodaß er sich zum Wagen führen lassen mußte. An der Hausthür traf er einen Cavalier der Königin, dessen Anblick ihn stutzen ließ. „Kommen Sie zu mir?“ fragte er fast rauh. Der Cavalier überreichte ihm ein Billet. „Von Ihrer Majestät!“ sagte er. „Widerruf!“ war Camillo's erster Gedanke. Aber das Billet enthielt nur die Worte: „Der König weiß Alles. Karoline.“ — „Haben Sie sonst noch Befehle?“ wandte sich Angri an den Cavalier. „Wenn ich deren hatte, so sind sie durch Ihre Abreise erledigt“, erwiderte dieser. Camillo verstand ihn; wahrscheinlich sollte er ihn, im Falle er nicht abreiste, verhaften lassen. Er ersuchte ihn kalt, der Königin seine Ehrfurcht zu melden, und ließ sich ohne weitern Aufenthalt von dem Diener in den Wagen helfen, der mit ihm fortrollte. Bis zum Thore wollte er sich entschließen, ob er trotz des

königlichen Handbillets den Weg nach Capua oder die Straße nach Salerno einschlagen solle.

Die Ereignisse in Neapel entwickelten sich immer schneller. Im Golf erschien plötzlich ein englisches Geschwader von zwei Linienschiffen und zwei Fregatten und setzte die Stadt in die äußerste Bestürzung, da man ein Bombardement fürchtete. Nicht lange, so steuerte ein Boot unter Parlamentärflagge dem Hafen zu; es überbrachte ein Schreiben des Commodore Campbell an die Regentin, in welchem er die Auslieferung aller Schiffe und alles Seematerials forderte und für den Fall der Weigerung allerdings mit einem Bombardement drohte. Karoline Murat nahm das Schreiben ruhiger auf, als man hätte erwarten sollen; sie berief sogleich einen Minister- und Staatsrath und legte ihm das Schreiben des britischen Commodore vor. Der Polizeiminister erklärte, daß der Inhalt der Depesche bereits in der Stadt bekannt sei, wenigstens die darin enthaltene Drohung und daß er sich nicht getraue, einen unvermeidlichen Volkstumult zu unterdrücken. In gleichem Sinne sprach der Intendant und rieth, im Interesse des Volks sich in das Unvermeidliche zu fügen. General Colletta war dagegen für Widerstand und glaubte nicht, daß die feindlichen Schiffe sich in das Feuer der Hafenbatterien wagen würden; er hielt das Ganze nur für eine leere Drohung. Meh-

rere Andere unterstützten seine mannhafte Ansicht. Aber die Regentin sprach: „Mag die Gefahr übertrieben sein, so ist die Furcht in der Hauptstadt doch einmal vorhanden, und die aufrührerischen Elemente in der Bevölkerung können darin einen Vorwand zur offenen Empörung finden. Noch hat England, wenn es auch den Waffenstillstand aufgekündigt hat, keine Feindseligkeiten begonnen; es ist für den König von großer Wichtigkeit, die Zahl seiner Feinde nicht zu vermehren. Wenn das Verfahren des Commodore Campbell von seiner Regierung gebilligt wird und diese nach dem Gewaltschritt, einen feierlich abgeschlossenen Waffenstillstand gebrochen zu haben, sich vor ganz Europa durch einen zweiten die Schande aufladen will, den Schrecken eines Volks zu mißbrauchen und ihm seine Marine zu rauben, so wird die Geschichte darüber richten. Ich kann die Verantwortung nicht auf mich nehmen, Neapel der Zerstörung preiszugeben, und beauftrage Sie, Prinz Cariati, mit dem Commodore zu unterhandeln." Damit wurde die Sitzung aufgehoben und Cariati erhielt noch seine geheimen Instructionen. Die Königin hatte sich nicht allein durch die Rücksichten auf Neapels Wohl bestimmen lassen, sondern sie mußte nach den letzten Nachrichten, die von Caserta eingegangen waren, auch an die Sicherheit ihrer eigenen Person und ihrer Kinder denken.

Cariati begab sich an Bord des englischen Linienschiffs, auf welchem der Commodore seine Flagge aufgezogen hatte, und bewährte wieder seine ganze Geschicklichkeit in Unterhandlungen. Er theilte dem Briten mit, daß im Ministerrathe die Partei des Widerstandes die Oberhand habe, gestützt auf militärische Autoritäten, und daß die Regentin, wenn die Forderungen nicht ermäßigt würden, auf keinen Fall darauf eingehen könne. Campbell, welchen die Verantwortung eines wirklichen Angriffs auch zu groß erschien, ließ sich durch Cariati's Vorstellungen herabstimmen, und es kam der Vertrag unter Bedingungen zu Stande, welche nur eine Beschlagnahme der Marine bis zu beendigtem Kriege, das Aufhören aller Feindseligkeiten zwischen England und Neapel und, was der Regentin unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Hauptsache war, für die Königin, ihre Kinder und Begleitung mit allem Eigenthum nach ihrer Auswahl Sicherheit zur Ueberfahrt nach Frankreich, oder wohin sie zu gehen wünschte, feststellten. Sie setzte ihren Gemahl sogleich von diesem Vertrage in Kenntniß und bereitete nun Alles für den letzten Moment vor, da sie die Hoffnungen des Königs auf eine günstige Wendung der Dinge nicht mehr theilte.

Murat glaubte noch immer sich mit 15,000 Mann hinter dem Volturno halten zu können; die Festungen

Ancona besetzt? Einige Haufen waren noch von seinen Truppen übrig — Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Es konnten unerwartete Ereignisse eintreten, welche die Kugel der Fortune wieder für ihren alten Liebling in günstiges Rollen brachten. Vierzehn Tage waren seit dem Unglück von Tolentino vergangen: der erste niederschlagende Eindruck auf sein Gemüth hatte sich abgeschwächt und neue hochfliegende Pläne gingen schon weit über die jetzige Bedrängniß in eine ungemessene Ferne hinaus. In dieser Weise hat sich Joachim Murat bis zu seinem letzten Augenblicke bekundet.

Die Nacht vom 16. zum 17. Mai war im Scheiden, als plötzlich das Lager der vierten Legion bei Mignano alarmirt wurde; der Feind hatte die Vorposten angegriffen und geworfen und kam in stürmischer Verfolgung mit ihnen zugleich in das Lager, das auf diese Weise vollständig unvorbereitet überfallen wurde. Eine unglaubliche Verwirrung entstand; wohl wirbelten die Trommeln Generalmarsch, riefen die Hörner und schmetterten die Trompeten, aber jeder Ueberfall ist mit dem Schrecken im Bunde; die Dunkelheit, das Geschrei, die Schüsse, schon im Lager, das Einhauen feindlicher Reiter, Alles diente dazu, die Bemühungen der Offiziere, ihre Truppen zu ordnen und Widerstand zu leisten, nach kurzem Ringen völlig zu Schanden zu machen. Es war der

Major Baron d'Aspre, der mit vier Compagnien und zwei Schwadronen diesen glücklichen Ueberfall ausgeführt hatte, ein schönes Lorbeerblatt in seiner ruhmvollen Laufbahn, welche ihn noch vierunddreißig Jahre später unter Radetzky zu einer unvergänglichen Siegeskrone führte.

Schon waren die Neapolitaner in wilder Auflösung, alle Truppentheile gemischt, Flucht und Rettung ihr einziges Streben; da rasselte noch in geschlossener Colonne, wohlgeordnet, ein Cavallerieregiment heran, das nicht im Lager gestanden, sondern in nahen Dörfern cantonnirt hatte. General Pignatelli-Cerchiara jagte der dunkeln Masse mit neuer Hoffnung entgegen. „Sie dennoch, Graf Orkum? Trotz Ihrer Wunde?" rief er dem Obersten zu und gab ihm die Richtung an, in welcher er attakiren sollte, um den Feind, der seinerseits auch völlig auseinander gekommen war, zurückzuwerfen und so den Fliehenden Luft zu schaffen, damit sie endlich zum Stehen gebracht und wieder geordnet werden könnten. Vergebliche Hoffnung! Die Schwadronen, welche beherzt genug dem Führer bis hierher gefolgt waren, stutzten, als sie die gänzliche Auflösung der Ihrigen an dem Tumult und Getöse der nächtlichen Flucht erkannten; das Terrain, das ihnen der General zum Angriff gewiesen, wurde immer steiler, plötzlich schallte ihnen der donnernde Hufschlag einer feindlichen Cavalleriemasse in ge-

streckter Carrière und das wohlbekannte Schlachtgeschrei der Ungarn entgegen; da warteten Orkum's Reiter den Zusammenstoß nicht ab, nur wenige Offiziere stürzten sich, dem tapfern Obersten folgend, in den Feind, ihre Leute warfen sich herum und jagten in aufgelösten Schwärmen mit verhängtem Zügel zurück, ritten zum Theil ihre eigene fliehende Infanterie nieder und zerstreuten sich in alle Winde. Als der Morgen graute, war von der ganzen neapolitanischen Legion, welche Tags zuvor fast noch 6000 Mann gezählt hatte, nichts mehr zu sehen, als was gefallen oder gefangen war, alles Uebrige hatte sich verlaufen und die vereinzelten Offiziere konnten nichts thun, als sich mit den Versprengten, die etwa noch zu sammeln waren, zu Carrascosa's Legion oder nach Capua zu retten.

General Carrascosa übernahm es, dem Könige die verhängnißvolle Meldung, welche ihm wahrscheinlich schon durch Flüchtlinge zugekommen war, an Stelle des Fürsten Pignatelli, der sich durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt hatte, durch eine ausführliche Darstellung der jetzigen militärischen Lage zu vervollständigen. Er fand den König in der höchsten Aufregung, aber nicht, wie er erwartet hatte, von Zorn entbrannt, zu den äußersten Entschlüssen geneigt, sondern geradezu fremden Rathes und Trostes bedürftig. Carrascosa konnte ihm Beides

nicht spenden. Er hatte höchstens noch 5000 Mann und 2000 Pferde, auf welche er selbst kein rechtes Vertrauen mehr setzte; er hielt zwar noch mit seiner Avantgarde das nördliche Ufer des Volturno, den wichtigen Vereinigungspunkt der Straßen von Rom und Pescara besetzt, konnte jedoch nicht mehr hoffen, sich daselbst zu behaupten.

Murat vergaß über diesen Auseinandersetzungen einen Moment das ganze politische Mißgeschick, das ihn mehr als das kriegerische gebeugt hatte, und brach auf einmal in die heftigsten Vorwürfe gegen den Führer der vernichteten Legion aus, den er vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen lassen wollte, weil er sich habe überfallen lassen.

„Kann das nicht den größten Feldherren geschehen?" entgegnete Carrascosa. „Ist es nicht Friedrich dem Großen bei Hochkirch widerfahren und Ew. Majestät in Rußland bei Winkowo?"

Diese Erinnerung hörte Murat nicht gern, aber sie wurde hier durch die schmeichelhafte Zusammenstellung gemildert und erreichte ihren Zweck. Er fuhr zwar im ersten Moment auch gegen Carrascosa ungnädig auf und bedeutete ihn, es sei doch ein großer Unterschied zwischen diesen Fällen, in denen die überfallenen Truppen durch ihre Feldherren sogleich geordnet worden und

sich ruhmvoll behauptet hätten, und der unerhörten Schmach von Mignano, welche eine ganze Division vom Erdboden hinweggefegt, aber nachdem er sich darüber ausgesprochen hatte, wurde er wieder ruhiger. „Einige Offiziere haben ihre Schuldigkeit gethan“, sagte er. „Ist über den Grafen Orkum etwas Gewisses eingegangen?“

„Sie haben diesen tapfern Offizier verloren, Sire“, erwiderte Carrascosa. „Kurz, ehe ich mein Lager verließ, meldete sich ein Standartenträger seines Regiments, der dem Commandeur, als Alles umkehrte, muthig gefolgt war, in der Hoffnung, die Mannschaft durch das geheiligte Feldzeichen mit sich fortzureißen —“

„Nennen Sie mir diesen Braven, er hat den Offiziersrang und das Kreuz verdient!“ rief Murat. „Orkum ist also gefangen?“

„Todt, Sire!“ erwiderte der General. „Er ist an der Seite jenes Braven gefallen.“

Der König schwieg einen Moment; in seinen Zügen machte sich eine tiefe Bewegung sichtbar; hatte er dem Deutschen wirklich eine so große Zuneigung geschenkt? „Er ist zu beneiden!“ sagte er endlich mit einem schweren Seufzer. „Wäre auch mir ein so schöner Tod auf dem Schlachtfelde beschieden gewesen!“

Dann ging er schnell auf die allgemeine Lage der Dinge über, welche er seinem General in scharfen Zügen

darstellte. An einen längern Widerstand im Felde gegen den übermächtigen Feind, der immer neue Verstärkungen an sich zog, war nicht mehr zu denken, die Festungen, die noch besetzt waren, konnten ihn noch weniger aufhalten, als die Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe vor zwei Jahren die Verbündeten in ihrem Siegesmarsch nach dem Rhein aufgehalten hatten. Sechs Provinzen hatten sich schon für die Bourbons erklärt; der zweite Sohn des Königs Ferdinand, Don Leopold von Salerno, war im Feldlager der Oesterreicher angekommen und hatte Manifeste an das neapolitanische Volk erlassen, welche den Geist der Milde und Versöhnung athmeten und ihren Eindruck nicht verfehlen konnten. Durch die geheimen Gesellschaften waren diese Manifeste überall gedankenschnell verbreitet worden. Durfte der König trotz der freisinnigen Verfassung, die er dem Volke verheißen, auf eine Erhebung zum Verzweiflungskampfe für ihn unter so hoffnungslosen Umständen rechnen? Er glaubte zwar fest, daß er der allgemeinen Liebe des Volks genieße, weil er ihm so viele Wohlthaten während seiner Regierung gebracht — und dieser gefährliche Irrthum hat ihn später in den Abgrund des Verderbens gestürzt — aber in diesem Moment sagte er sich, daß es Uebermenschliches fordern hieße, vom Volke eine Anstrengung zu erwarten, wo das Heer aufgelöst,

der Feind im Lande, die englische Flotte im Golf von Neapel und die sicilianische Macht zu einer Invasion bereit sei. Die Meldungen seiner Gemahlin über die innern Zustände und den abgeschlossenen Vertrag mit dem Commodore Campbell ließen ihm keinen Zweifel mehr, und die Vorfälle der letzten Nacht, wo eine ganze Legion vor wenigen österreichischen Compagnien, ohne zu fechten, zerstäubt war, sagten ihm, daß er inmitten seines Heeres für seine Person nicht mehr sicher sei. Gefangenschaft war der entnervende Gedanke, der seine gewohnte Thatkraft lähmte. Ihn gefangen zu nehmen mußte das ganze Bestreben des Feindes sein, aus Haß und Rache sowohl, als um den Kaiser Napoleon, zu dem er sich begeben konnte, seines Arms zu berauben. Er fürchtete den Verrath in Neapel, in der Stadt wie im Palast. Wem durfte er noch trauen, da ihm die Königin Karoline gemeldet hatte, daß Camillo Angri, den er für seinen treuesten Anhänger gehalten, von ihr entlarvt worden sei! Im ersten Moment war er über die Nachgiebigkeit gegen die übermüthigen Forderungen des britischen Commodore heftig aufgebraust; jetzt segnete er den Entschluß seiner klugen Gemahlin, der wenigstens seiner Familie Sicherheit gewährte. Er faßte nun auch seinen Entschluß, der gebieterischen Nothwendigkeit sich für den Augenblick bis auf bessere Zeiten

zu fügen. Er übertrug daher den Heerbefehl an den General Carrascosa und wartete den Abend ab, um sich heimlich nach Neapel zu begeben.

In den Zeiten der Bourbons wäre es möglich gewesen, durch die dunklen Straßen unbemerkt zum Palast zu gelangen; Murat hatte aber seiner Hauptstadt eine taghelle Erleuchtung gegeben, und das Volk, das in den Straßen mit gewohnter Sorglosigkeit die Nachtfrische durchschwärmte, erkannte ihn trotz seiner einfachen Kleidung und grüßte ihn mit lebhaftem Zuruf, wie sonst. Er kam gewiß, die Engländer aus dem Hafen zu verjagen, wie er einst gethan, als er ihnen sogar das Felseneiland Capri, dessen Feste sie für unbezwinglich gehalten, mit einer Handvoll Soldaten, wenn auch nur für eine Zeit lang, entrissen hatte! Das laute Zujauchzen der Menge traf ihn wie ein belebender elektrischer Schlag. „Ja, mein treues Volk!“ rief er für sich. „Muß ich dich jetzt verlassen, so soll es nicht für immer sein. Du sollst deinen König wiedersehen, er wird dich zum Siege führen.“

Im Palast eilte er sogleich in das Zimmer der Königin, welche ihn mit heißem Schmerze empfing und umarmte. „Das Glück hat uns verrathen!“ sagte er, von ihrem Anblick erschüttert. „Alles ist verloren!“ Diese trostlosen Worte gaben ihr die nur einen Moment

verleugnete Seelenstärke wieder. „Nicht Alles", erwiderte sie, „wenn wir die Ehre und unsere Standhaftigkeit bewahren!" Die Unterredung zwischen beiden war nur kurz; es galt, die weitern Verfügungen zu treffen, die er mit den Ministern und wenigen Getreuen besprechen mußte.

Bei der Armee wurde nun das Schicksal von Neapel entschieden. Bianchi ließ schon am folgenden Morgen Carrascosa's Vortruppen in den Brückenkopf von Capua zurückwerfen und traf Anstalten, den Volturno unterhalb Capua zu überschreiten, um durch eine rasche Bewegung den Feind von der Hauptstadt abzuschneiden. Er hatte sein Hauptquartier in einem Landhause an der Straße von Gaëta nach Capua genommen, welches der Familie Lanza gehörte und davon die Casa Lanza genannt wurde. Am Morgen des 19. Mai war er eben im Begriff, zu Pferde zu steigen, um die Mauerreste einer uralten Brücke im Volturno bei Solipaca, welche sich leicht zum Uebergange herstellen ließen, zu recognosciren, als ihm der österreichische Generalconsul in Neapel, der sich von dort kommend bei den Vorposten eingefunden hatte, angemeldet wurde; als Ueberbringer wichtiger Nachrichten, ließ er sagen. Bianchi gab die Recognoscirung auf und empfing den Consul im Beisein der Generale Neipperg und Starhemberg, zu

denen sich noch Lord Burghersh gesellte, der bereits der Schlacht von Tolentino beigewohnt hatte. Der Consul war aber nur gekommen, dem neapolitanischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Duca di Gallo, Bahn zu brechen, denn dieser folgte ihm fast auf dem Fuße. Bianchi nahm diesen mit feinster Höflichkeit auf, erklärte ihm jedoch sogleich sehr bestimmt, er könne und wolle sich nicht auf diplomatische Verhandlungen einlassen; er sei nur Soldat und werde als solcher handeln. In seinen Augen sei der Krieg beendigt, denn es bedürfe nur noch des Volturnoübergangs und die Hauptstadt sei erobert. Der König möge einen General bevollmächtigen, um durch eine Militärconvention die Uebergabe des Landes und der Festungen zu regeln. Vergebens stellte der Minister Murat's vermittelnde Anträge, Bianchi ließ sich nicht darauf ein, sondern erklärte weiter, daß er weder die Feindseligkeiten einstellen, noch auf einen Waffenstillstand eingehen werde.

Schweren Herzens kehrte der Minister nach Capua zurück, wo er den General Carrascosa von dem schlechten Erfolge seiner Sendung benachrichtigte, und eilte dann nach Neapel, um die fernern Beschlüsse seines Herrn zu vernehmen. Der König war gefaßt, er hatte nichts Anderes erwartet; er selbst als Soldat an der Spitze einer siegreichen Armee würde nur so gehandelt haben

wie der österreichische Feldherr. Für kriegerische Verhältnisse hatte er stets das reinste Verständniß. Er wählte denn für die Friedensunterhandlungen den Prinzen Cariati, für den Abschluß der Militärconvention den General Colletta zu seinen Bevollmächtigten und sagte jenem, daß er nichts für ihn sondern Alles für den Staat, diesem, daß er nur für die Ehre der Armee und die Ruhe des Volks zu erlangen suche, was möglich sei.

„Ich will die ganze Last des Unglücks auf mich allein nehmen!“ schloß er.

Um acht Uhr morgens am 20. Mai erschien der General Carrascosa, als Oberbefehlshaber der neapolitanischen Armee, vom Könige durch Colletta mit Instructionen versehen, bei den österreichischen Truppen, welche er schon im Anmarsch gegen den Volturno traf, dessen Ufer ihre Vorposten besetzt hielten. Er wurde mit seinem Begleiter Colletta nach der Casa Lanza geführt, wo die Conferenzen sogleich begannen. Lord Burghersh betheiligte sich an denselben. Die Unterhandlungen waren sehr bewegt und standen mehr als einmal auf dem Punkte, abgebrochen zu werden. Gleich nach Beginn der Sitzung hatte Carrascosa durch einen Ordonnanzoffizier aus Capua, der ihm nachgesendet worden, die Meldung erhalten, daß die Oesterreicher bereits in der Nacht den Volturno an zwei Punkten überschritten hätten und gegen

die Regii Lagni, also schon gegen die Rückzugslinie streiften, aber dennoch hatte der General standhaft seine Forderungen festgehalten, solange er noch die Möglichkeit sah, etwas davon zu erlangen. Endlich, als die Zeit drängte und die höchste Gefahr im Verzuge war, gab er nach, und Colletta neapolitanischer-, Neipperg österreichischerseits wurden beauftragt, die Militärconvention, wie sie nun vereinbart worden war, in bestimmte Artikel zu bringen. Um vier Uhr nachmittags kam die Uebereinkunft zu Stande; von ihren dreizehn Artikeln und sechs Zusatzpunkten war die Hauptbestimmung: „Ein Waffenstillstand ist abgeschlossen. Am 21. rückt die österreichische Armee in Capua ein, am 22. geht dieselbe bis Capo di Chino bei Neapel; am 23. besetzt sie die Hauptstadt." General Carrascosa hatte eingewilligt, das ganze Königreich diesseits der Meerenge mit Ausnahme der Festungen Ancona, Pescara und Gaëta, auf welche seine Instruction nicht ausgedehnt war, dem Könige Ferdinand zu überliefern und seine Truppen, die Reste der neapolitanischen Armee, nach Salerno zurückzuziehen, wo sie durch General Ambrosio reorganisirt werden sollten. In allen diesen Verhandlungen war des Königs Joachim Murat gar nicht gedacht, als sei er nicht mehr vorhanden!

Noch am Abende desselben Tages erhielt der entthronte Monarch die Nachricht von der abgeschlossenen

Convention. Sein Schicksal war darin ganz unbestimmt gelassen; die Besorgniß vor Verrath und Gefangenschaft erwachte wieder in seinem Geiste und er verlor keinen Augenblick mehr, um sich dieser Gefahr zu entziehen. Der Abschied von seiner Gemahlin bewegte ihn tief; er mußte sich von ihr und seinen Kindern trennen, wenn er sich ihnen erhalten wollte. Karoline Bonaparte, wie schmerzlich auch sie ergriffen war, bewies wiederum ihre Seelenstärke und mahnte selbst zum Aufbruch.

„Leb' wohl, Du tapferes Herz!“ sagte er. „Grüße unsere geliebten Kinder! Auf ein glückliches Wiedersehen!“

Der Rathschluß des Herrn über Leben und Tod hatte es jedoch anders über das unglückliche Königspaar verhängt; sie sollten sich nur im ewigen Lichte wiederfinden.

Sechstes Kapitel.

Ischia und Neapel.

Bei später Abendzeit glitt ein kleines Fahrzeug, von wenigen Personen besetzt, durch die Gondeln und Barken, welche in ungewöhnlicher Ruhe im Hafen lagen, während auch das laute, fröhliche Treiben, das sonst am ganzen Ufer weit hinaus sich regt, verstummt oder doch gedämpft schien. Nur in der Stadt hörte man das Getöse, das Rollen der Wagen und den Lärm des Volks wie früher, aber es war jetzt nicht der lustige, harmlose Sinn, der den Neapolitaner beherrscht, sondern die Unruhe und Aufregung, oder die Furcht vor den kommenden Ereignissen, welche sich kund gab. Auf dem Golf lag schon tiefe Dunkelheit; nur den Kiel des kleinen Fahrzeugs umspielte ein magisches Licht, das aus der Flut emporstieg; eine feurige Furche bezeichnete hinter ihm noch eine kurze Strecke den Weg, den das Schifflein genommen hatte. Dort lagen die stolzen Eichenwälle Albions, wie die Briten mit Selbstgefühl ihre

hochbordigen Kriegsschiffe zu nennen liebten. Diese vermied das kleine Fahrzeug, es steuerte der Insel Procida zu. Von fern konnten die Schiffer einen ähnlichen Feuerstreif wie den ihrigen wahrnehmen; er kam ihnen entgegen und sie hielten darauf hin, denn es war offenbar nur eine kleine Barke, welche von Procida zum Festlande ruderte. Beide Fahrzeuge begegneten sich fast Bord an Bord; die Barke wurde von einem einzigen Manne geführt, ein Weib saß hinter ihm; die nachtgewohnten Augen konnten deutlich ihre Umrisse erkennen.

„Wißt Ihr etwas vom Könige?" rief der Barkenführer den Männern auf dem Schifflein zu.

„Der König ist guten Muthes!" antwortete ihm eine starke, klangreiche Stimme und die beiden Fahrzeuge schossen an einander vorüber. War diese Begegnung nicht der des Kaisers auf der Ueberfahrt von Elba nach Frankreich ganz ähnlich? Murat, denn er war es, welcher dem Barkenführer geantwortet hatte, nahm sie für ein glückliches Omen. Zwar floh er aus seinem Reiche und Napoleon war dem seinigen entgegengeeilt, um es wieder in Besitz zu nehmen, aber wie es dem Kaiser gelungen war, so sollte einst auch Neapel seinen zurückkehrenden Herrn empfangen, wenn das Volk die Herrschaft der Bourbons wieder gefühlt hatte. Die nächtliche Begegnung auf der See galt ihm als ein Pfand des Schicksals.

Murat war unerkannt am Abende nach Pozzuoli geeilt und hatte sich hier auf einem kleinen Fahrzeuge eingeschifft, um nur erst sicher aus der Nähe der Gefahr zu entrinnen. An Procida vorüber ging der Lauf. Hinter diesem Eilande erhebt sich die reizende Insel Ischia aus den Fluten; schon zeichnete sich der hohe Basaltfelsen, welcher mit seinem Castelle den geräumigen Hafen beschützt, gegen den lichtern Nachthimmel ab und bald konnte man auch die weißen Häuser von Ischia, dem Hauptorte der Ostküste, auf welche das Schiff seine Richtung nahm, erkennen. Der Hafen war erreicht, der Anker sauste in die Tiefe; Joachim Murat landete auf dem letzten Fleckchen Erde, das ihm von seinem großen, blühenden Königreiche für einen Tag noch geblieben war. Nach den Gemüthsbewegungen, welche seine Kraft erschüttert hatten, sehnte er sich nach Ruhe; im Schlummer wollte er für kurze Stunden Alles vergessen! Es war schon so spät, daß es einige Mühe kostete, ein Unterkommen zu finden; Murat hatte seinen Begleitern verboten, sich und ihn zu nennen. Morgen sollte ein größeres Fahrzeug für die Ueberfahrt nach Frankreich gemiethet werden. Als er erst in seinem Schlafzimmer, nachdem er die Andern entlassen hatte, mit seinem Kammerdiener allein war, fühlte er sich wirklich so guten Muthes, wie er dem Schiffer, der nach dem König fragte, unerkannt versichert

hatte, und er legte dem treuen Diener, der ihn entkleidete, die Hand auf die Schulter. „Nicht wahr, Armand, wir werden Neapel bald wiedersehen?"

„Wie Gott will, Sire!" antwortete der Diener mit einem Blicke auf seinen Herrn, in welchem sich der tiefste Schmerz aussprach. Murat wollte aber diesen Blick nicht verstehen.

Neapel wiederzusehen war ihm freilich schon am folgenden Morgen vergönnt, aber nur von fern, mit den Augen des Verbannten. Die Behörden der Insel und der Commandant des Castells kamen auf die Nachricht seiner Ankunft, welche er nicht länger unterdrückte, ihm ihre Aufwartung zu machen; sie erwiesen ihm noch alle königlichen Ehren, auch nachdem er ihnen eröffnet hatte, welche verhängnißvolle Wendung der gestrige Tag durch die Convention von Casa Lanza herbeigeführt, ja sie schienen dadurch noch mehr veranlaßt, ihm ihre Anhänglichkeit und unwandelbare Treue zu beweisen; ihnen war und blieb er der König von Neapel, und Murat konnte diese letzte schöne Erinnerung mit in das Exil nehmen. Aber er war davon auch so tief und mächtig bewegt, daß er — vielleicht zum ersten Male in seinem Leben! — das Bedürfniß der Stille und Einsamkeit fühlte, während sonst die rauschende Hochflut des Lebens sein Element gewesen war. Nur von Armand begleitet, verließ er das Haus und

entzog sich bald der Aufmerksamkeit der Bewohner des Städtchens, indem er den nächsten Pfad in das reizende Labyrinth der Weingärten einschlug, welche dasselbe, auf vulkanischem Boden immer höher aufsteigend, umgürten. Der Epomeo, der vor Jahrtausenden die Ansiedler aus Euböa und Syrakus, welche wiederholt versucht hatten, sich auf der schönen Insel niederzulassen, durch seine Ausbrüche vertrieb, ist nun seit fünfhundert Jahren still geworden, aber das Feuer in seiner Tiefe darum nicht erloschen; jetzt wirkt es aber nicht mehr zerstörend, sondern segensreich auf die üppige Vegetation und hat Ischia seinen herrlichen Wein und seine berühmten heißen Bäder gegeben. Nicht zu diesen, wie leicht auch das nächste zu erreichen war, richtete der Verbannte seinen Weg, auch nicht zu dem mühsamen Aufwege des hohen Vulkans, wo ihm die gastfreien Mönche von San-Niccolo mit freudiger Ehrfurcht empfangen und die herrlichsten Fernsichten auf die ganze Küste seines ehemaligen Reiches gezeigt haben würden; er suchte eine friedliche, einsame Stelle, wo er eine Stunde ruhen und die Schwäche seines Herzens, deren er sich schämte, stillen könne.

Ziemlich hoch mochte er schon gestiegen sein, in Gedanken versunken, ohne sich nach Armand, dem Kammerdiener, umzuschauen, der ihm in einiger Entfernung folgte, als sich ihm plötzlich durch das Weinlaub eine überra-

schende Aussicht öffnete. Er trat auf einen Vorsprung hinaus, der einen kleinen maurischen Kiosk trug. Welch ein Anblick! Unter ihm lag in unbewegter Ruhe der Spiegel des Meeres; drüben zur Rechten erhoben sich die fernen, zackigen Gipfel der calabresischen Berge; am Ufer zog sich die Kette der kleinen Städte hin, welche sich der weitgestreckten Hauptstadt anschließen, und das prächtige Neapel mit seinen Thürmen und Castellen; diesseits in unmittelbarer Nähe schimmerte im hellen Sonnenglanz die Insel Procida und rechts das düstere Capri; gen Norden hätte er auf der fernen Landzunge die Felsenburg von Gaëta, wo seine theuren Kinder noch weilten, wahrnehmen können. Sein Blick hob sich zum Himmel, dessen tiefen Azur kein Wölkchen trübte, und ruhte dann in tiefem Sinnen auf der Kuppe des Vesuvs, welche eine leichte Rauchsäule in den reinen Aether aufsteigen ließ.

Da weckte ihn eine silberhelle Kinderstimme aus seinen schmerzlichen Gedanken an die verlorene Herrlichkeit, und als er sich betroffen umsah, stand eine Frau vor ihm, bei deren Anblick er zusammenzuckte wie vor einer Geistererscheinung. Geisterhaft bleich war die Frau, aber von einer fast überirdischen Schönheit, daß man hätte bewundernd vor ihr in den Staub sinken mögen; ein kleines Mädchen hielt sich an ihrem Gewande fest und blickte halb

furchtsam, halb neugierig nach dem fremden schönen Manne, den es heute nicht zum ersten Male sah, aber längst wieder vergessen hatte. Er aber schien keine Augen für den Liebreiz des Kindes zu haben; er starrte nur unverwandt der schönen Frau entgegen, welche bei dieser nie geahnten Begegnung völlig die Fassung verloren zu haben schien. Eine Secunde nur standen sich beide so gegenüber, dann wandte sich die Frau rasch ab, zog ihr Kind an sich und wollte fliehen.

„Auch einem Unglücklichen unversöhnlich?" rief er mit bewegtem Tone, und sie kehrte ihm zögernd ihr Antlitz wieder zu, in welches nun das Blut, das zum Herzen geflossen war, mit tiefglühendem Purpur zurückflutete. Er nahte ihr, er bot ihr die Hand, aber sie reichte ihm die ihrige nicht.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte sie mit bebenden Lippen. „Warum haben Sie die Freistatt, die ich gefunden —"

„O fragen Sie lieber, welch ein freundlicher Genius mich hierher geführt hat, um Sie endlich, endlich wiederzusehen, Sie um Verzeihung zu bitten, Ihr Herz, das mich einst nicht so gehaßt wie jetzt, zu versöhnen! Lassen Sie", fuhr er fort, indem er das Kind, das sich erschrocken sträubte, vom Boden hob und an seine Brust drückte, „lassen Sie diesen Engel für mich bitten! Ich habe Ihr

Vertrauen getäuscht, ich bin aber auch durch Ihren Zorn und Haß bestraft worden, seit Sie mich erkannt, den König, statt des einfachen —"

Sie nahm das Kind, das weinend die Arme nach ihr ausstreckte, mit Heftigkeit von ihm hinweg und unterbrach dadurch seine leidenschaftlichen Worte, was sie bis jetzt vergebens versucht hatte. „Ich vergebe Ihnen Alles!" sagte sie mit zitternder Stimme. „Ich hasse Sie nicht mehr. Sie sind unglücklich, ich weiß es. Aber verlassen Sie mich, unsere Wege dürfen sich nicht mehr kreuzen."

„Frei sind Sie, frei, Virginia! In Neapel werden Sie Joachim Murat nicht mehr begegnen, und der Mann, dem Sie durch das Machtwort Ihres Vaters verbunden waren, hat den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden.

„Graf Orkum!" rief sie, von dieser Kunde erschreckt.

„Er hat seine Treue für mich mit dem Tode besiegelt", bestätigte Murat. „Unter den feindlichen Säbeln ist er verblutet, an der Spitze seiner Schwadronen. Ein schöner, beneidenswerther Tod!" In diesem Moment dachte er nicht daran, daß seine Worte nur halb wahr, daß Orkum von seinen Schwadronen verlassen den Tod gefunden hatte. Der Wunsch, daß auch ihm ein ehrlicher Reitertod beschieden gewesen wäre, hatte ihn völlig übermannt.

Da wurde er durch das Rauschen des Weinlaubs hinter Virginia aufmerksam und erblickte ein schönes Mädchen, das von dorther in das Freie trat und bei seinem Anblick erschrak; er erkannte dasselbe, denn er hatte es schon einmal gesehen vor der Villa Angri, wo er in Begleitung des Grafen Orkum erschienen war.

„Leben Sie wohl, Sire!“ sagte Virginia, welche ihre Dienerin nun auch bemerkte, mit hastigem Tone. „Gott führe Sie auf allen Ihren Wegen!“ Er reichte ihr noch einmal die Hand, und sie verweigerte ihm die ihrige, als Zeichen der Versöhnung, nicht mehr. Mit einem letzten Blicke auf die schöne bleiche Frau und das liebliche Kind, das, an ihre Brust geschmiegt, scheu nach ihm hinübersah, schied Joachim. Gedanken, die ihm zeitlebens fremd gewesen waren, Gedanken an ein friedliches, bescheidenes Loos, fern von der Welt in glücklicher Herzensruhe, beschlichen seine Seele und stimmten ihn trauriger als der Sturz seiner Macht und Herrlichkeit.

„Was bringst Du mir, meine treue Maddalena? Wie geht es meinem Vater?“ fragte Virginia, sich gewaltsam dem Eindrucke jenes letzten Moments entreißend, indem sie das Kind von ihrem Arme ließ. „Hat Dich Niemand gesehen?“

„Gesehen Viele, aber Niemand erkannt“, erwiderte Maddalena, auf ihren dichten Schleier deutend, der jetzt

zurückgeschlagen über ihre Schläfe herabhing. „Mein Oheim wußte mich auch zu hüten. Der Fürst war nach der Stadt gefahren; er ist wieder ganz gesund und wartet nur auf die Rückkehr des alten Königs."

„Du hast aber doch etwas auf dem Herzen und bist traurig, Maddalena. Was ist Dir? Vertraue mir's!"

„Ja, Madonna!" sagte das Mädchen, dem nun helle Thränen in die Augen traten. „Marco, der Arme — man hatte gar nichts mehr von ihm gehört, seit er so undankbar Ihren Dienst verlassen hatte. Nun weiß mein Onkel, wo er geblieben ist — er hat sich gebrauchen lassen, viel schlechtes und falsches Zeugniß abzulegen, verführt durch Gold und andere Versprechungen, die man ihm doch nicht halten konnte, und da ist ihm endlich das Gewissen erwacht über seine Schlechtigkeit gegen Euch und den Meineid, den er bei seinem Zeugniß geschworen — und er hat sich erhängt."

Hier brach sie in heftiges Weinen aus; die Herrin suchte sie zu beruhigen und sagte: „Du mitleidiges Herz! Wie unglücklich würdest Du sein, wenn er Dir wirklich lieb gewesen wäre!"

„Ja, ja!" erwiderte Maddalena. „Aber um meinetwillen ist doch Alles geschehen! Sie haben ihm versprochen, daß ich seine Frau werden sollte, und er hatte sich dadurch verführen lassen!"

„Wer kann das sagen! Woher weiß Dein Oheim Tommaso das Alles?"

„Von einem, welchem der Marco vor seinem Tode sein Herz aufgeschlossen hat; den hat er gebeten, es meinem Oheim zu sagen und ihm für mich einen letzten Gruß zu bringen!"

Virginia war tief bewegt; auch sie betraf es ja, das falsche Zeugniß, zu welchem sich der arme Bursche in seiner Verblendung hatte verlocken lassen, es betraf sie in mehr als einer Hinsicht, und seine späte Reue mit ihrer furchtbaren That war für sie von ergreifender Wirkung. Wie hätte sie aber mit ihren Gedanken lange dabei verweilen können, da ihr eigenes Schicksal durch die Nachricht, welche sie vor wenigen Minuten gehört, eine so entscheidende Wendung genommen hatte? Sie hatte Orkum nie geliebt, ja sie hatte ihn nicht einmal geachtet; seine rohe Natur, seine Gesinnung, die nicht über die eines nach Geld und Glück fahrenden Landsknechts sich erhob, hatte sie stets abgestoßen; sie war gezwungen worden, ihm ihre Hand zu reichen, und hatte es in jenen Tagen der Verzweiflung in halber Betäubung gethan, aber nun der Tod dies Band zerrissen hatte, dachte sie doch mit mildern Gefühlen an ihn; der Tod versöhnt Alles!

„Von meinen Verwandten oder von denen, die mir

nahe gestanden haben, hast Du nichts gehört?“ fragte sie ihre Dienerin, als beide den Pfad zu der Vigne, in welcher sie eine verborgene Freistatt gefunden, schweigend zurückgelegt hatten. „Ich meine“, setzte sie mit einem Anfluge ihres frühern Stolzes hinzu, der die Annahme nicht gestatten wollte, als scheue sie sich, ihre Frage unumwunden zu stellen, „den Baron Orkum, der in einem Kerker für gemeine Verbrecher schmachten soll, und seinen Feind, den Prinzen Emilio!“

„Mein Oheim weiß nur, daß der junge gnädige Herr nicht mehr auf dem Castell dell' Uovo gefangen sitzt, sondern gleich, nachdem ihm die Todesstrafe erlassen, in ein anderes Gefängniß abgeführt worden ist, ob in Neapel oder in der Provinz, hat mein Oheim nicht erfahren können. Der Prinz Don Emilio ist wieder in Neapel, aber Don Camillo schon vor einigen Tagen abgereist.“

„Sind Deine Nachrichten auch gewiß?“ fragte Virginia zweifelnd. „Wie ist es Mas' Antonio gelungen, über den Gefangenen das Alles zu erfahren?“

Ein halbes Lächeln spielte einen Moment um Maddalena's feinen Mund. „Einem armen, niedern Manne gelingt oft mehr als dem Mächtigen!“ erwiderte sie. „Mein Oheim hat viele Freunde.“

„So wird ihm auch noch mehr gelingen!“ rief Vir-

ginia, in aller Lebhaftigkeit ihrer wechselnden Gefühle aufblitzend. „Du hast ihm doch gesagt —"

„Alles, Madonna! Auch, daß er schweigen soll."

„Bald wird dies Schweigen nicht mehr nöthig sein, Maddalena!" erwiderte die Herrin. „Bald werde ich nichts mehr zu fürchten haben; die Welt und ihre Verfolgungen kann ich fortan verachten." Und sie theilte ihr mit, was für ihr Schicksal von so großer Entscheidung werden mußte. Maddalena hörte es mit Erstaunen und Theilnahme; sie richtete einen forschenden Blick auf die Frau, welche nun zur Wittwe geworden war, und hätte gern in ihrer Seele lesen mögen. Aber Virginia entließ sie mit dem Kinde; sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein und ihre Gegenwart und Zukunft zu bedenken.

Am folgenden Morgen verließ Joachim Murat mit seinem kleinen Gefolge die anmuthige Insel, wo er noch für einen Tag königliche Ehren, die letzten, genossen hatte, und schiffte sich auf einem größern Fahrzeuge nach Frankreich ein. Dort hoffte er von seinem Schwager, dem Kaiser, mit offenen Armen aufgenommen zu werden, denn er war sich bewußt, daß er ihm in allen Kriegen des Kaiserreichs, ja noch früher die wichtigsten Dienste geleistet hatte und daß in dem neuen Kriege, der in den Niederlanden eröffnet werden sollte, Napoleon wohl einen

Feldherrn wie ihn brauchen konnte. Nach dem Siege glaubte Murat die Rückkehr auf seinen Thron gesichert.

Unterdessen ging aber die Zertrümmerung der letzten Reste seiner Herrschaft mit schnellen Schritten zu Ende. Als sich in Capua am Abende des 20. Mai die Nachricht von dem Abschluß der Militärconvention verbreitete, entstand unter den Truppen eine dumpfe Gährung, welche selbst der Autorität des Festungscommandanten, des Generals Pepe, und ihres Divisionsgenerals Carrascosa trotzte, dem sie bisher strengen Gehorsam bewiesen hatten. Der Herzog di Gallo, welcher die Unterhandlungen geleitet hatte, wurde bei seiner Abreise von Capua öffentlich insultirt. Die erste Legion, bis jetzt die zuverlässigste der ganzen Armee, war in völlige Meuterei gerathen, und als sie beim Abmarsch kaum das Thor und die äußern Werke von Capua passirt hatte, lief sie auseinander, allen Vorstellungen, Bitten und Drohungen ihrer Offiziere spottend. In der Stadt entstand ein Volkstumult. Schon versuchten die tobenden Haufen die Gefängnisse zu erbrechen, da ließ General Carrascosa, welcher mit einigen Offizieren seines Stabes zurückgeblieben war, um die Festung zu übergeben, den österreichischen Feldherrn bitten, seinen Einmarsch zu beschleunigen. Bianchi schickte sofort zwei Schwadronen Husaren, von denen die Ordnung bald hergestellt

wurde. Welches Schauspiel bot aber die Straße nach Neapel! Der ganze Strich derselben durch die paradiesische Landschaft war mit weggeworfenen Waffen und Armaturstücken bedeckt; die Artillerie hatte selbst ihre Geschütze und Fahrzeuge stehen lassen: 22 Kanonen und 97 Munitionswagen! Das war die Armee von Neapel! Ihre Schmach ist wie ein fluchbeladenes Erbtheil auf eine folgende Generation übergegangen und hat sich in unsern Tagen, nur viel brennender noch, wiederholt. Damals war sie von ihrem Könige verlassen, der sie und das Land preisgegeben hatte, in jüngster Vergangenheit brandmarkte sie sich durch den schnödesten Eidbruch und Abfall; damals fiel die Auflösung der ungezügelten Menge zur Last, deren Disciplin in ruhigen Zeiten vernachlässigt war, heute trifft der Vorwurf des Verraths die Führer!

Das war an dem Tage geschehen, welchen der entthronte König noch auf der Insel Ischia, im Angesichte seiner Hauptstadt, zugebracht hatte. Auch in Neapel wurde das Volk jetzt unruhig; die Flüchtlinge von Capua, welche über Aversa hereinströmten, vermehrten die Aufregung; es entstand hier und da wilder Tumult, den zwar die Sicherheitswache, die einzige noch verfügbare bewaffnete Wehr, unterdrückte, aber für die Nacht und den folgenden Tag waren ernstere Aufstände zu besorgen, und die Re-

gentin — es war der letzte Act ihrer Herrscherpflicht — er bat sich von dem britischen Commodore einige Truppen. Dieser ließ 300 englische Marinesoldaten an das Land setzen. Karoline Murat aber begab sich nun infolge ihres früher abgeschlossenen Vertrags mit wenigen erwählten Personen ihres Hofstaats an Bord eines englischen Schiffes, um das Königreich zu verlassen; die Minister Agar, Zurlo, Macdonald und einige andere hochgestellte Männer, welche sich durch allzu großen Eifer für die Dynastie Murat ausgezeichnet hatten und darum dem verkündeten Frieden der Bourbons nicht recht trauten, schlossen sich ihrer Königin an. Sie stellte jetzt das Gesuch, sich nach England begeben zu dürfen. Die Genehmigung dazu mußte erst vom Admiral Exmouth, welcher die Flotte in den sicilianischen Gewässern befehligte, eingeholt werden; darum blieb Karoline Murat noch mehrere Tage auf dem Tremendous — so hieß das britische Linienschiff im Hafen von Neapel — gewiß die furchtbarste Prüfung ihres Lebens. „Spettacolo e spettatrice delle sue miserie!" drückt sich ein italienischer Geschichtsschreiber darüber aus.

Die Hauptstadt war nun völlig sich selbst überlassen; es gab keine Regierung, keine Gewalt mehr, um Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten. Die 300 Engländer mußten sich begnügen, die wichtigsten und kostbarsten Ge-

bäude zu besetzen, als der Volksaufruhr mit aller Furchtbarkeit eines Vulkans ausbrach. Durch die Hauptstraßen schrie und tobte die wilde Menge, die nun ebenso wüthend nach dem Könige Ferdinand brüllte, als sie noch vor kurzem dem Könige Murat zugejauchzt hatte. Schon wurden hier und dort Gewaltthätigkeiten an den Häusern der bekannten Anhänger des Entflohenen verübt; das Volk erbrach die Gefängnisse, um die Opfer der Politik, wie ihm seine Aufhetzer sagten, zu befreien, in der That aber befreite es auch Verbrecher der gemeinsten Art, welche nun die zügellosen Schaaren vermehrten, ja ihre Führer wurden und zur eigenen halbgesühnten Schuld neue Frevel häuften. Hinter Schlössern und Riegeln war weder Person noch Eigenthum mehr sicher; die Polizei schien verschwunden, die Sicherheitswache mit ihr; in ihren verschlossenen Häusern zitterten die Beamten, deren Pflicht es gewesen wäre, die Wogen des Aufruhrs zu bekämpfen, und die Municipalität sah die einzige Rettung nur noch bei den siegreichen Truppen Oesterreichs. Eine Deputation eilte ihnen entgegen, um den feindlichen Feldherrn zu beschwören, baldmöglichst Neapel zu besetzen.

Auf dem Largo di Mercato hatte die Menge jetzt ein Opfer gefunden; es war einer der thätigsten und bekanntesten Anhänger der Bonaparte, der schon unter König Joseph dem Hofe nahe gestanden, seitdem zwar

keine öffentliche Stellung mehr bekleidet, sich aber durch Verfolgung und Angeberei der Briganten, der Carbonari und anderer Volksfreunde, wie man sie nannte, bemerklich gemacht hatte. Insgeheim war er schon längst der Volksrache bezeichnet worden. Er hatte sich in verderbliche Sicherheit gewiegt, weil er durchaus nicht öffentlich hervorgetreten, sondern seine Fäden im Dunkeln gesponnen, sein ganzes Spiel, das noch andere Absichten als die seiner sogenannten Loyalität gegen die bestehende Herrschaft verfolgte, in tiefster Verhüllung getrieben hatte. Darum mochte er auch in der Zeit der Katastrophe wieder nach Neapel gekommen sein, wo er nichts mehr fürchtete, seit der Schlag, den er gegen den letzten und gefährlichsten seiner Feinde geführt, denselben, wenn auch nicht seiner Erwartung gemäß zermalmt, doch vertrieben hatte. In unbegreiflicher Großmuth hatte die Regentin den entlarvten Verräther geschont, indessen war er doch entfernt; und nun das ganze Gebäude, auf welches Don Emilio seine Existenz gestützt hatte, zusammenbrach, die alte Dynastie zurückkehrte, kam es darauf an, sich eine neue Position zu schaffen; dazu aber konnte am sichersten der Fürst Hettore verhelfen, dessen Integrität bei dem Könige Ferdinand über allem Zweifel erhaben stand. Zu diesem Zwecke war Emilio gerade in der Krisis nach Neapel

zurückgekommen; er hatte jedoch zweimal vergebens um Zutritt bei seinem Oheim gebeten. Heute in später Nacht, als das Volksgewühl ziemlich verstummt war, das in der jetzigen Lage die Straßen unsicher gemacht, hatte er den dritten Versuch beabsichtigt; eine Nachricht, welche er durch einen ihm bekannten Offizier erhalten, die Nachricht von dem Tode des Grafen Orkum, hatte seine Unruhe bis zu einem fieberhaften Grade gesteigert, da sich neue, formlose Zukunftsbilder daran knüpften. Alle Nachforschungen nach Virginia's Aufenthalt waren bis jetzt fruchtlos gewesen; weder in der Rosaja, noch in ihrem Hause zu Neapel, noch auch in der Villa Angri, wo er unter der Hand die Dienerschaft hatte sondiren lassen, hatte er irgend eine Spur zu entdecken vermocht. Daß seine Annahme, daß sie mit dem jungen Orkum entflohen sei, eine Annahme, welche nur die ihn verzehrende Eifersucht geboren hatte, falsch gewesen, wußte er bereits seit längerer Zeit; er wußte, daß der Deutsche, der ihm so kühn den Handschuh hingeschleudert hatte, noch im Kerker saß und hoffentlich dort vergessen wurde, bis eine Revision der Gefängnisse, mit der es unter der wiedereingesetzten Regierung gewiß keine Eile hatte, ihn künftig einmal bei Gelegenheit an das Tageslicht ziehen würde. Bis dahin hoffte Emilio Alles errungen zu haben, was er erstrebte. Doch in dem Moment, als er über

den Largo di Mercato fuhr, erschreckte ihn Fackelschein und ein wildes Volksgeschrei, das plötzlich in einer Seitengasse losbrach; er gab seinem Kutscher Befehl, rasch davonzujagen, umsonst! Ihm entgegen schallte jetzt auch Tumult und wälzte sich ein wilder Haufe, meist Lazzaroni, aber geführt von besser gekleideten Menschen; der Kutscher mußte seine Pferde zügeln, Emilio drückte den Hut tief in die Augen und hoffte unangefochten hindurchzukommen. Da schrie auf einmal eine gellende Stimme seinen Namen; es war wie der Funke in ein Pulverfaß. Die Meisten wußten freilich nicht, was der Name bedeutete und wer Don Emilio Angri war, aber es genügte, daß ihn das wüthende Geschrei Einzelner als Verräther, als Bluthund bezeichnete, um den furchtbarsten Ausbruch der Volksrache zu entzünden. Wie ein Rudel hungriger Wölfe in der Steppe ein vereinzeltes Gefährt anfällt, so stürzten die Lazzaroni über den Wagenschlag des Prinzen her; einige fielen den Pferden in die Zügel, andere rissen den Kutscher vom Bock, den Wagen auf und stürmten förmlich Räder und Tritte, um sich des unglücklichen Emilio zu bemächtigen. „Reißt dem Verräther das Herz aus dem Leibe! Schleift ihn zu Tode!“ war das Wuthgeschrei hier und wenige Schritte davon unermeßlicher Jubel einer andern Volksschaar, welche ein Opfer der Tyrannei, das so eben aus dem Gefängniß befreit worden war,

hier auf dem Marktplatz wiederfand und mit tobendem Jauchzen und hundert Evvivas begrüßte. Zu verkennen war ja der große schöne Mann mit dem blonden Lockenhaar nicht; ein Fremder, ein Deutscher, hatte er doch unter dem Murat geduldet und, wie es hieß, für das Volk von Neapel! Vergebens suchte er sich dem zudringlichen Jubel zu entziehen. In diesem Augenblicke mischten sich die beiden Volkshaufen an dem festgehaltenen Wagen, aus welchem soeben ein todblasser Mann gerissen wurde, ein unglückliches Opfer entfesselter Dämonen! Rasch brach sich der Deutsche Bahn zu ihm, er hatte ihn erkannt.

„Meine Freunde!“ rief er mit mächtiger Stimme, und seine große, auffallende Gestalt, der Anhang, der ihm noch immer zuschrie, ließ die Menschen, welche Hand an Emilio gelegt hatten, stutzen.

„Den überlaßt mir!“ rief der Fremde. „Er ist mein Feind; ich habe meine Sache mit ihm abzumachen!“ Ein neues Jauchzen der Leute, die ihn befreit hatten, eine schnelle Verständigung zwischen ihnen und den Drängern Emilio's, und auch diese schrien dem Deutschen zu, der seinen Feind von ihnen zu persönlicher Rache forderte. Augenblicklich sollte er sie nehmen, sie boten ihm schon ihre Dolche an, und er suchte vergebens sich Gehör zu verschaffen. Warum zögerte er? War er

feig, wollte er sie um ihr Opfer bringen? Wie das Wetter umschlägt, kehrte sich der Unwille auf einmal auch gegen ihn und beide schienen verloren zu sein.

Donnernder Hufschlag plötzlich, wie von vielen hundert Rossen und rasselnde Säbel, eine helle schmetternde Fanfare von Trompeten! Die breite Straße herauf im starken Trabe österreichische Husaren — es war ein Anblick, der die Menge plötzlich in scheuer Flucht zerstäuben ließ. Wohl führte noch eine Faust gegen den zusammengebrochenen Emilio einen Schlag, selbst einen matten Dolchstich, aber nur in rasender Hast, um schnell vor den gefürchteten Ungarn sich zu retten. Feldmarschallieutenant Bianchi hatte die Bitte der Deputation aus der Hauptstadt um schleunige Truppensendung gewährt und den Grafen Neipperg mit den Regimentern Liechtenstein-Husaren und Toscana-Dragoner nebst einer Cavalleriebatterie sogleich im Eilmarsch aufbrechen lassen. Neipperg erreichte im Trabe die Stadt gegen Mitternacht, wo er sogleich einzelne Abtheilungen nach den wichtigsten Plätzen und Gebäuden schickte. Das Verbrechen, das auf dem Largo di Mercato durch die Erscheinung der kaiserlichen Reiter verhütet wurde, war nicht das einzige in Neapel, dessen Ausführung nun unterblieb. Der Offizier, welcher die Halbschwadron führte, hielt überrascht sein Pferd an, als er sich in deutscher Sprache

von einem Manne angesprochen hörte, der einem andern eben in einen Wagen half, wie es schien, von der heulend davonlaufenden Menge befreit.

„Was ist hier geschehen, Landsmann?“ fragte er.

„Gott und Ihnen sei Dank, noch nichts!“ erwiderte der Deutsche. „Wird nun Sicherheit sein?“

„Wie in Abraham's Schooß, wo wir sind!“ rief der Offizier, seinen Husaren nachjagend.

„Erholen Sie sich, Prinz Angri“, sagte der Deutsche zu Emilio, der seiner Sinne noch nicht mächtig zu sein schien und ganz kraftlos in der Ecke seines Wagens lehnte, wie ihn jener hineingehoben hatte. „Steig' auf, Kerl!“ fuhr der Retter den Kutscher an, welcher sich unter die Räder verkrochen hatte und nun langsam hervorkam.

„Was wir mit einander abzumachen haben, Prinz Angri, dazu findet sich später Zeit. Eine Ehrensache verjährt nicht.“

Hätte Don Emilio seine Geisteskräfte schon wieder besessen, so würde er über diese Rede höhnisch gelächelt haben, er war aber keines klaren Gedankens fähig und ein tiefer Seufzer seine ganze Antwort.

„Wohin, gnädigster Herr?“ fragte der Kutscher, der jetzt die Zügel der unruhig gewordenen Pferde, welche der Fremde beim Auseinanderlaufen der Menge sogleich

mit wunderbarer Geistesgegenwart ergriffen hatte, wieder auf seinem Bocke hielt.

Der Herr gab keine Antwort. „Fahre nur nach Hause!“ rieth der Fremde, und das Gespann, das kaum noch zu bändigen war, sezte in Sprüngen mit dem Wagen davon.

Eine Weile stand der Deutsche noch still, blikte unschlüssig nach einem Hause, das ihm nur zu wohl bekannt war, lauschte auf das ferne Getöse in andern Straßen und schritt dann seiner frühern nahegelegenen Wohnung zu, um zu versuchen, ob er dort noch Eingang finden werde. Was hatte er erlebt, seit er sie zulezt verlassen hatte! Welche Nachrichten, nach denen er sich sehnte, sollte ihm der folgende Morgen bringen?

Neapel war nun ruhig geworden. Der unerwartete Einmarsch der österreichischen Cavallerie hatte den Pöbel eingeschüchtert, was die drohenden Feuerschlünde der britischen Escadre im Hafen nicht vermocht hatten. Was hatten diese den Lazzaroni anhaben können, die kein Eigenthum zu verlieren hatten! Vor den Kugeln konnte man sich schon bergen, die Reitersäbel waren viel gefährlicher. Am folgenden Tage hielt Bianchi mit dem Gros der Armee seinen feierlichen Einzug in die Stadt; ihm zur Rechten ritt Prinz Leopold von Salerno. Noch waren die vier Castelle von Neapel nicht übergeben, da-

her schwieg von dort der Donner der Kanonen zur Begrüßung; aber alle Glocken wurden geläutet, die Häuser und Balkone waren mit Teppichen und Blumenguirlanden geschmückt, Blumen regneten auf den Prinzen und den Sieger von Tolentino nieder, weiße Tücher, von schönen Händen geschwungen, wehten ihnen Willkommen zu. Tausendstimmiger Jubel empfing die Einziehenden, die ewige durch alle Zeiten gehende Wiederholung des Volksrausches, wer kennt sie nicht! Zu beklagen, wer irgend einen Werth darauf legt oder darin ein Pfand sieht auch nur für die nächste Zukunft! Im Hafen flaggten alle Schiffe, und Karoline Murat, welche dort noch zurückgehalten wurde, verschloß sich in die Kajüte des Tremendous, der wie die andern seine Masten und Raaen im reichsten Festschmuck prangen ließ. Sie sollte noch manche bittere Erfahrung machen, ehe sie den Golf von Neapel verlassen konnte! Schon an demselben Tage schwammen Barken, mit der Hefe des Volks besetzt, um ihr Schiff und wurden ihr die gemeinsten Spottlieder gesungen.

Prinz Leopold nahm durch eine Proclamation für seinen Vater, den König Ferdinand, wieder Besitz von dem Königreiche diesseits des Faro; er verkündigte die Rückkehr des legitimen Monarchen, forderte die Behörden dringend zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe

und Sicherheit auf und beruhigte das Volk über den Einmarsch der befreundeten kaiserlichen Truppen. Diese hatten sogleich die vier Castelle und die Kasernen besetzt und auf den großen Plätzen der Stadt starke Bereitschaften aufgestellt, von denen fortwährend zahlreiche Patrouillen durch die Straßen entsendet wurden, um jeden Aufruhr oder Exceß niederzuschlagen. Ein Theil der leichten Truppen war ohne Aufenthalt weiter marschirt, um nach Calabrien zu rücken, wo man trotz der ausgesprochenen bourbonischen Gesinnung noch einzelne Unruhen besorgte, denen der Feldherr durch mobile Colonnen begegnen wollte. Graf Neipperg wurde zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt.

Die Entscheidung, auf welche Karoline Murat noch warten mußte, traf endlich ein; sie lautete ungünstig für ihre Wünsche. Lord Exmouth verweigerte ihr Gesuch, sich nach England zu begeben; ihr war ein Asyl in Oesterreich gestattet, wo sie unter dem selbstgewählten Namen einer Gräfin von Lipona (Anagramm von Napoli) mit ihren Kindern gastliche Aufnahme finden sollte. Gerade als der Telegraph die Abreise König Ferdinand's aus Messina zur Heimkehr nach Neapel verkündete, lichtete der Tremendous die Anker, um die unglückliche Frau, begleitet von dem österreichischen Major von Sunstena, nach Triest zu bringen. Die beiden Schiffe begegneten

sich, und als das königliche Fahrzeug in Sicht kam, hatte der englische Commodore die Roheit, der entthronten Fürstin zu sagen, sie möge nicht erschrecken, wenn geschossen würde; er salutire nur den König von Neapel.

Mit kaltem Stolze erwiderte Karoline Murat: „Kanonendonner ist den Bonaparte weder fremd, noch unangenehm!“ Der Kelch war geleert. In Gaëta wurde ihr die erste Freude wieder zu Theil, als sie ihre Kinder dort ans Herz drücken konnte.

Zehntes Kapitel.

Murat's Verhängniß.

Kurz vorher war auch Joachim Murat an dem Felsen von Gaëta, dessen Spitze die uralte Torre d'Orlando krönt, vorübergefahren. Droben auf der starken Feste wehte sein königliches Banner noch; dort weilten seine theuren Kinder. In ihm erwachte plötzlich der Gedanke, sich in die Festung zu werfen und als Soldat unter ihren Mauern begraben zu lassen, wenn es ihm nicht gelinge, sich zu vertheidigen, bis ein neuer, sicher zu erwartender Umschwung der Dinge eingetreten sei. Aber er konnte diesen Vorsatz, wenn er überhaupt ernstlich gemeint war, nicht ausführen; Schiffe sperrten den Zugang, und so wandte der Steuermann nach Nordwest der fernen Küste Frankreichs zu, wie einige Tage später der des Tremendous, nachdem Karoline Murat ihre Kinder von Gaëta abgeholt hatte, in entgegengesetzter Richtung wandte, um, die Südspitze Italiens umschiffend, in die Adria zu gelangen und nordwärts haltend Triest zu erreichen.

Der König Ferdinand beeilte sich nicht, seinen Einzug in die wiedergewonnene Hauptstadt zu halten. Am 4. Juni stieg er zu Bajä an das Land, unter den Trümmern altrömischer Herrlichkeit; am 6. begab er sich einen Schritt näher in den Palast von Portici, wo er noch elf Tage verweilte. Es war, als wolle er erst seiner gerechten Sache ganz sicher sein. In Neapel war aber längst Alles ruhig, jedes Castell von den Oesterreichern besetzt; General Napolitani hatte die Festung Pescara schon am 28., Montemayor Ancona am 29. Mai übergeben; nur General Begani in Gaëta hatte die Aufforderung abgelehnt, eingedenk der frühern ruhmvollen Vertheidigung des Prinzen von Hessen-Philippsthal und wie sein Herr auf unvorherzusehende Ereignisse hoffend. Aber dieser ferne letzte Punkt fiel nicht mehr in die Wagschaale. Die österreichische Besatzung in Neapel konnte am 11. Juni in großer Parade auf das Marsfeld rücken, wo eine Dankmesse für den siegreich beendigten Feldzug celebrirt wurde. Endlich am 17. Juni hielt der zurückkehrende rechtmäßige Herrscher seinen Einzug in die Hauptstadt, welche er vor zehn Jahren verlassen hatte. Das Gepränge war eine Wiederholung der frühern Scenen; Viele meinten, eine stark abgeschwächte, wozu die Erscheinung des Monarchen, seine Persönlichkeit, verglichen mit Murat's kriegerischem, imponirendem We-

sen, das kleine Gefolge, die höchst bescheidenen Pferde und die ganze Einfachheit des Zugs im Vergleich zu der aufregenden Pracht, an welche das Volk gewöhnt war, nicht wenig beitrugen. Murat hatte das Volk wohl zuweilen re da scena (Theaterkönig) genannt, den Bourbon nannte es heute schon re contadino (Bauernkönig) und schalt ihn geizig; seinem Enkel war in Zukunft der re bomba beschieden, und wie der im ersten Revolutionsrausch getaufte re galantuomo nach der Ernüchterung in dem gemißhandelten Neapel geheißen wird, klingt wenig schmeichelhaft. Am 17. Juni waren die Bourbons wieder in Neapel, während an demselben Tage in den Niederlanden sich die Entscheidungsschlacht für die französischen Bourbons, welche vor Napoleon aus Paris geflohen waren, auf den kommenden Morgen vorbereitete. Der Kaiser hatte seinen ungestümsten Gegner, den alten Blücher, schon am 16. geschlagen, warum sollte ihm der Sieg gegen Wellington untreu werden? Napoleon hoffte bei Waterloo auf Sieg.

So dachte auch Joachim Murat, der bereits vor drei Wochen den französischen Boden bei Fréjus betreten, aber nicht gewagt hatte, ohne die Erlaubniß Napoleon's nach Paris zu kommen. Seine geheimen Verhandlungen mit England, sein offener Abfall im vorigen Jahre, die Allianz mit Oesterreich und der Krieg,

den er gegen Frankreich begonnen hatte, mußten ihn wohl mit Besorgniß vor dem Zorne des Kaisers füllen. Darum hatte er an Fouché geschrieben, ihm die Beweggründe und den Ausgang des letzten Feldzugs, den er nur im Interesse des Kaisers geführt, in beredten Worten geschildert und ihn gebeten, dem Kaiser zu sagen, daß er nach Frankreich gekommen sei, ihm seinen Arm zu bieten, in der Hoffnung, daß sein Glück als Feldherr das Unglück als König gut machen werde. Fouché hatte das Schreiben dem Kaiser überreicht, welcher es aber mit den kalten Worten zurückgegeben: „Welchen Frieden habe ich denn nach dem Kriege von 1814 mit dem Könige von Neapel geschlossen?“

Murat war also abgewiesen und blieb, von Furcht und Hoffnung bewegt, in Toulon, um die Entscheidung des Kriegs abzuwarten; der Sieg mußte ja den Kaiser freundlicher gegen ihn stimmen. Da traf ihn wie ein Donnerschlag die Kunde der Niederlage von Waterloo, welche bald den Weg nach dem Süden fand und hier, wo die Schreckensherrschaft von 1793 den Royalismus nicht bis auf die Wurzeln ausgerottet hatte, wilde Volksunruhen gegen die Bonapartisten erregte. Es fielen Greuel der abscheulichsten Art vor, der Marschall Brune wurde ermordet. Murat sah sein Leben bedroht; er mußte sich verbergen. In seiner Rathlosigkeit schrieb er

wieder an Fouché, an mehrere Minister Ludwig's XVIII. und bat um einen Paß für sich und seinen Ordonnanz-offizier Macerone nach England. Der letztere, den er mit seinen Briefen in Verkleidung abgeschickt hatte, machte sich verdächtig und wurde verhaftet: die Antwort blieb also aus. Seine Getreuen hatten sich schon, als er Neapel verließ, zerstreuen müssen; sie waren meist in ihre Heimat zurückgekehrt, nach Frankreich, Corsica, Deutschland, Polen, denn es war ihnen nicht gestattet worden, in der neu zu organisirenden neapolitanischen Armee zu bleiben. Bei ihm waren zuletzt noch drei Adjutanten gewesen, und auch von diesen hatte er sich seiner Sicherheit wegen trennen müssen. Er irrte von Zuflucht zu Zuflucht; zuletzt fand er eine solche bei einem mitleidigen Bauer, der ihn vor seinen Verfolgern mehrere Tage in einem Hühnerstalle verbarg, bedeckt mit Laub und Zweigen. Endlich schien der Sturm vorübergebraust. Er hatte an den König von Frankreich geschrieben, ohne Datum, um nicht sein Asyl zu entdecken, nur mit der Bezeichnung: „Aus meinem dunklen Abgrunde." Diesen Brief hatte er Fouché geschickt, welcher ihn dem Könige übergeben sollte. Beide schwiegen. Da faßte der unglückliche Mann den Entschluß, nach Paris zu gehen und sein Schicksal in die Hände der alliirten Monarchen zu legen, die, so hoffte er, eingedenk seiner

Krone, seines Waffenruhms und der früher ihm gebotenen Hand, großmüthig seine Zukunft sichern würden. Aber nicht durch den Süden Frankreichs wollte er reisen, wo ihm die Volkswuth drohte, sondern zur See. Es gelang ihm, ein Handelsschiff nach Havre de Grace zu miethen; seine Adjutanten Rosetti, Rocca-Romana und Bonafoux, davon benachrichtigt, begaben sich mit seiner Equipage an Bord. Er wollte auf einer Barke, nur von seinem Armand begleitet, nachkommen, um alles Aufsehen zu vermeiden. Als er nun kam, war das Schiff schon fort, ohne ihn abzuwarten! Er mußte also verlassen wieder ans Land steigen; ein Fußpfad, den er einschlug, führte ihn wieder zu der Hütte des Bauern, der ihn früher aufgenommen und verborgen hatte. Hier sank er seiner Kraft beraubt nieder; der gewesene König des schönsten Reichs der Erde, der Reiterführer, der einst an der Spitze von fast dreihundert Schwadronen von der großen Armee einer Welt in Waffen Trotz geboten hätte, lag hier, schwach und hülfsbedürftig wie der ärmste Bettler! Aber er raffte sich bald wieder auf. Er beschloß, nach Corsica zu gehen. Dort hatten die Bonaparte in ihrem Heimatslande noch einen starken Anhang, dort waren viele seiner eigenen alten Soldaten zerstreut, die ihm nach Neapel gefolgt und nun nach Hause gegangen waren; einer seiner treuesten Adjutanten, der General

Franceschetti, wohnte dort in Zurückgezogenheit. Er suchte ja auch nur ein Asyl!

Auf einer Barke fuhr er hinaus, um das Postschiff abzuwarten, das alle Donnerstage nach Corsica abging. Eine Bombarde segelte vorüber, sie wurde vergebens angerufen. Gegen Abend ging die See hoch und das kleine Fahrzeug gerieth in Gefahr; da kam endlich das Postschiff, geführt vom Kapitän Bonelli, der so menschlich war, Murat, obgleich er sich nannte, aufzunehmen.

General Franceschetti wohnte bei seinem Schwiegervater, Colonna Ceccaldi in Vescovato, wo derselbe Maire war. Am Abende des 25. August wurde er herausgerufen, ein Fremder wollte ihn sprechen. Er sah einen Mann im Mantel vor sich, das Haupt mit einer schwarzen Seidenmütze bedeckt, welche tief in das Gesicht herabgezogen war; Gamaschen, wie ein gemeiner Soldat, trug der Mann und seine Haltung war gebeugt.

„Sie kennen mich nicht, Franceschetti?"

„Sire!" rief der General in äußerster Bestürzung. Es war sein König!

Er führte ihn mit allen Zeichen alter Anhänglichkeit in das Zimmer, sorgte für seine Aufnahme und Bequemlichkeit und hörte erschüttert seine Schicksale, seit er sich von ihm getrennt hatte. Von weitern Plänen

war vorerst keine Rede; Murat bedurfte vor allem der Ruhe.

Aber diese sollte ihm nicht lange gewährt bleiben. Die Nachricht seiner Ankunft hatte sich bald verbreitet, und die schwache königliche Partei auf der Insel erschrak, weil sie fürchtete, er könne sich mit Hülfe der zahlreichen Bonapartisten Corsicas bemächtigen. Schon am folgenden Morgen erschien daher auf Befehl des Obersten Verrière, Commandanten von Corsica, der Lieutenant Serra mit 30 Gensdarmen in Vescovato, um Murat nach seinen Absichten zu fragen und nöthigenfalls zu verhaften. Dieser wußte zwar den Offizier zu überzeugen, daß er fern davon sei, Unruhen erregen zu wollen, und Serra zog ab, doch die royalistische Partei war nicht so leicht zu beschwichtigen, sie trieb Verrière dazu, Embargo auf alle Schiffe im Hafen von Bastia zu legen, und sandte einige ihrer Häupter nach Genua, um den britischen Commandanten zu Hülfe zu rufen. Wirklich kam auch von dort ein englischer Offizier, der sich mit Murat besprach, aber von ihm gleichfalls beruhigt wurde. Nach Vescovato strömten unterdessen viele Menschen, um ihn zu sehen, und er beschloß endlich, diese Freistatt zu verlassen, um allen Zweifeln ein Ende zu machen. Schon war von Livorno eine Fregatte mit zwei Kanonenbooten herübergekommen, deren Kapitän mit den Par-

teihäuptern der Royalisten unterhandelte; es hieß, daß auf Murat's Kopf ein Preis von 150,000 Franken gesetzt worden sei.

Er wandte sich nach Ajaccio, nachdem er den Behörden schriftlich erklärt hatte, daß er nur komme, um sich hier einzuschiffen. Aber das Volk empfing ihn mit Jubel, und als ihm von einem nahen Verwandten seiner Schwiegermutter, Ramolino, welchem Napoleon den Nießbrauch seines Vaterhauses und der Familiengüter verliehen, den Murat selbst in Neapel mit 40,000 Franken Gratification zum Ritter des Ordens beider Sicilien in Brillanten ernannt hatte, jetzt im Unglück die Thür des Bonaparte'schen Familienhauses verschlossen wurde, führte ihn die Menge wie im Triumphe nach einem Gasthofe, wo er seine Wohnung nahm. Dieser Empfang war sein Unglück; er berauschte seine leicht entzündliche Seele, rief neue Hoffnungen, neue wildromantische Pläne in ihm wach. Wie anders, wenn seine Idee, sich dem Edelmuth der siegreichen Monarchen anzuvertrauen, zur Ausführung gekommen wäre! „Großer Gott!" rief er abends als dem Volksjubel endlich tiefe Stille gefolgt war. Welche Erinnerungen erwachen in meiner Seele! So empfing mich meine Hauptstadt jedesmal, wenn ich zurückkehrte!"

Das Feuer seiner Augen erlosch in Thränen, er

drückte Franceschetti stumm die Hand. „Wenn ein fremdes Volk“, fuhr er nach einer Weile lebhafter fort, „für mich diese Sympathien hat, wenn es mir seine Waffen anbietet, was werden meine Neapolitaner thun! Ich nehme das Vorzeichen an und mein Entschluß ist gefaßt; ich will unter meinem Volke leben oder sterben! Sie werden Neapel wiedersehen, Franceschetti; bereiten wir unsere Abreise vor.“

Franceschetti erschrak und machte ihm die dringendsten Vorstellungen; es war vergebens. Die Gefahr des Unternehmens reizte ihn nur, die Unmöglichkeit des Gelingens sah er nicht ein. Schnell, wie er seinen Entschluß gefaßt, war er auch mit dem ganzen Operationsplane fertig. Er wollte ein paar hundert Corsen werben und mit ihnen auf gemietheten Barken bei Salerno landen. Dort standen 3000 Mann seiner frühern Armee; sie waren unzufrieden mit der neuen Herrschaft, er konnte auf ihren Uebertritt rechnen; mit ihnen wollte er sich dann sogleich in die Berge nach Avellino werfen, wo seine Macht durch treue Anhänger schwellen mußte. Den Oesterreichern, welche ihn auf der Straße nach Neapel suchen würden, konnte er so um drei Tagemärsche nach der Basilicata vorauskommen und dort seine Basis finden, von welcher er das ganze Reich mit dem Ruhm seiner Erfolge zu füllen hoffte. Nicht eher wollte er nach der

Hauptstadt ziehen, als bis die Regierung, mit welcher das Volk schon wieder unzufrieden war, erschüttert und der zagende Bourbon zur Flucht veranlaßt sein würde. Was dann weiter geschehen, auf welche Weise er sich auf dem wiedereroberten Throne gegen die verbündeten Monarchen erhalten werde, kümmerte ihn vor der Hand nicht. Die Warnung lag so nahe, wenn er an Napoleon dachte, dessen gleiches Unternehmen trotz des anfänglichen glänzenden Erfolgs durch eine einzige Schlacht furchtbar geendigt hatte, aber die Zukunft machte Joachim Murat niemals Sorge; im schlimmsten Falle starb er mit dem Schwerte in der Hand auf seiner letzten Wahlstatt. Franceschetti gab es auf, ihn von seinem verhängnißvollen Schritte abzubringen; er glaubte es nun seiner Ehre schuldig zu sein, ihn nach Kräften darin zu unterstützen und sein Schicksal, wie es auch kommen möge, mit ihm zu theilen. Was er an baarem Gelde besaß, gab er dazu her, selbst ein Taufgeschenk von Brillanten, das Murat, als er während seines Aufenthalts in Vescovato bei einem Kinde des Generals Pathenstelle vertreten, diesem geschenkt hatte. Murat selbst besaß nur 7400 Franken, mit denen er eine Expedition zur Eroberung seines verlorenen Königreichs ausrüsten wollte! Doch hatte er noch einige Brillanten, welche in seinen Gürtel eingenäht wurden. Hätte doch Pauline Borghese, seine

Schwägerin, ihren reichen Schatz an Schmuck und Edelsteinen, statt ihn dem Kaiser zu schicken, wo er in dessen Wagen nach der Schlacht von Waterloo den preußischen Soldaten als unermeßliche Beute in die Hände fiel, ihm geschenkt; er würde Wunder damit bewirkt haben! Gold ist oft eine stärkere Waffe als das Schwert; er kannte sein Volk von Neapel, und der Urenkel seines Gegners sollte in unsern Tagen dieselbe Erfahrung machen. Indessen war das ein eitler Wunsch; Murat konnte nur dem Schwerte und, wie er sich in gefährlichen Träumen schmeichelte, dem Zauber seines Namens vertrauen. So brachte er denn 250 Corsen zusammen, unter denen höhere und niedere Offiziere waren, und ließ sechs Barken miethen, die ihn auf die Küste von Salerno setzen sollten.

Alle Anstalten waren schon getroffen, da langte am 28. September mittags in Ajaccio unerwartet der Ordonnanzoffizier Maceroni an, welchen Murat von Toulon nach Paris gesendet und schon verloren gegeben hatte. „Sie kommen spät, Maceroni!“ rief er ihm entgegen, als er sich meldete. „Drei Monate habe ich auf die Entscheidung der alliirten Monarchen gewartet; sie haben mich den Dolchen der Mörder überlassen, sie, die einst meine Freundschaft suchten! Mein Entschluß ist nun gefaßt. Was bringen Sie noch?“

Maceroni überreichte ihm ein Schreiben, welches

einen Paß für den König enthielt, unterzeichnet vom Fürsten Metternich, Fürsten Schwarzenberg und Sir Charles Stuart, nebst den Bedingungen, unter welchen er ein Asyl in Oesterreich finden sollte. Diese Bedingungen, von Metternich gestellt, lauteten:

Der König lebt dort als Privatmann. Die Königin hat sich Gräfin Lipona genannt, ihm wird derselbe Name vorgeschlagen. Es steht ihm frei, sich eine Stadt in Böhmen oder Oberösterreich zum Aufenthalt zu wählen; zieht er vor, auf dem Lande zu leben, so steht dem nichts im Wege. Er gibt sein Wort, die österreichischen Staaten nicht ohne Einwilligung des Kaisers zu verlassen und mit seiner Familie den Gesetzen gemäß zu leben, welche in Oesterreich Geltung haben.

Murat warf das Schreiben auf den Tisch. „Also ein Gefängniß mein Asyl!“ rief er bitter. „Gefängniß ist Tod! Nie werde ich freiwillig ein Gegenstand des Triumphs für das Haus Oesterreich sein! Ich verwerfe das Anerbieten; ich will die Königin nur in Neapel wiedersehen!“

Der Würfel war unwiderruflich gefallen. Bei Tafel, zu welcher die höhern Offiziere gezogen wurden, entwickelte er seine Ideen mit dem alten Feuer. „Ich gehe mit den glücklichsten Hoffnungen, meine Staaten wieder zu erobern. Der unglückliche Krieg hat mir meine Rechte nicht geraubt. Königreiche werden mit den Waffen ver-

loren und durch die Waffen wiedergewonnen; die Rechte der Krone sind unwandelbar und gestürzte Fürsten steigen wieder auf ihren Thron, wenn es das Glück, Gottes Werkzeug, will. Napoleon hatte entsagt und kehrte auf demselben Wege zurück, den ich versuche; er wurde geschlagen und ist gefangen; ich habe nie entsagt, meine Rechte sind unangetastet, und werde ich besiegt, kein schlimmeres Loos kann mir werden als Gefangenschaft; es wäre gegen das Völkerrecht! Aber seid ruhig, Neapel wird mein St.-Helena sein!"

Er wandte sich dann an einen Corsen, Namens Carabelli, den er einst nach Neapel gezogen und der sich ihm jetzt sogleich genähert, auch als ein gewandter Mann bei der Anwerbung von Freiwilligen und der Besorgung von Barken wesentliche Dienste geleistet hatte. Mit ihm besprach Murat noch Manches, dankte ihm für seine Treue und versprach sie ihm zu lohnen, wenn er es wieder im Stande sein würde. Der Mann hatte aber seinen Lohn schon dahin, einen Judaslohn.

Als die Tafel aufgehoben und die kleine Versammlung entlassen war, zog sich der König in sein Cabinet zurück, um ein Rechtfertigungsschreiben seines Schritts aufzusetzen, das er wieder seinem Ordonnanzoffizier Maceroni zur Ueberbringung an den Fürsten Metternich anvertrauen wollte. Seine Gemahlin mit den Kindern war

in Oesterreich angekommen; er dachte schon jetzt an eine glückliche Wiedervereinigung. Die Offiziere zerstreuten sich, jeder in seine Wohnung, um Alles für die unmittelbar bevorstehende Abreise vorzubereiten.

„Um elf Uhr, Ottavij!“ raunte Franceschetti einem General zu, der sich kürzlich zu den Getreuen Murat's gesellt und geschworen hatte, den König niemals zu verlassen.

„Ich werde nicht fehlen!“ sagte Ottavij und verschwand.

Mit langen Schritten eilte Carabelli, der dienstfertige Corse, seiner Wohnung zu. Dort wartete ein Mann in höchster Ungeduld auf ihn. „Ich muß fort!“ rief er dem Kommenden entgegen. „Wind und Flut warten auf Niemand. Wie steht es? Können Sie mir etwas Bestimmtes mitgeben?“

„Nur zwei Minuten, Freund! Ich bringe es sogleich zu Papier. Jetzt weiß ich Alles; der Minister wird mit mir zufrieden sein!“ Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb hastig, während der Andere unruhig im Zimmer auf und ab ging. „Abgemacht!“ sagte er dann. „Hier! Glückliche Reise! Empfehlen Sie mich dem Prinzen Canosa und lassen Sie sich den Edelhirsch nicht entgehen.“

„Ich müßte der Trenta-Capilli nicht sein!“ erwiderte der Andere, grimmig auflachend, steckte das sorglich versiegelte Papier zu sich und verließ das Haus. Bald

darauf lichtete ein Schnellsegler die Anker im Hafen von Ajaccio und steuerte südwärts.

Der Abend sank. In einzelnen Abtheilungen sammelten sich die Soldaten, welche König Murat gewonnen hatte, am Ufer; die Barken lagen bereit; um elf Uhr war die Einschiffung vollendet. Nur der General Ottavij hatte sich nicht eingefunden; man wartete nicht länger auf ihn. Die kleine Flottille stach in See, Niemand hielt sie auf oder kümmerte sich darum. Der Nachthimmel war sternklar, das Meer ruhig, ein günstiger Wind schwellte die Segel — lauter gute Vorzeichen, welche Murat in diesem Sinne aufnahm. Die Mannschaft, mit ihren Führern auf den Barken vertheilt, war vom besten Muthe beseelt. Am Bord des Fahrzeugs, das der König mit den Personen seines unmittelbaren Gefolges bestiegen hatte, befanden sich darum weniger Soldaten, aber sie waren begeistert durch die Ehre, daß er in ihrer Mitte weilte, und es bedurfte hier eher der Beschwichtigung als der Aufmunterung. Murat war heiter, sein Geist flog, von freudiger Hoffnung beflügelt, den wehenden Wimpeln weit voraus.

Sechs Tage war die Fahrt günstig, dann brach ein Sturm los, welcher drei volle Tage währte; die Barken wurden dadurch völlig zerstreut. War es an sich schon ein tollkühnes Unternehmen, mit 250 Mann auf

der Küste von Neapel mit Eroberungsgedanken zu landen, so erschien es jetzt, wo nur noch eine Barke in der Nähe des Königs geblieben war, ein Wahnsinn. Aber Murat wies jede Einrede heftig zurück, in der Hoffnung, daß sich die vom Sturm verschlagenen Fahrzeuge schon wieder sammeln würden; war doch der Landungspunkt den Führern bezeichnet! Unter dem Schutze der nächsten Nacht verschwand indessen auch die letzte Barke unter einem Manne, welcher sieben Jahre in der königlichen Garde gedient und von Murat manche Auszeichnung genossen hatte. Jetzt schien der König selbst einzusehen, daß er, bei seinem Vorhaben verharrend, dem sichern Untergange entgegeneile. Er wurde Franceschetti's Vorstellungen zugänglich und faßte endlich den schweren Entschluß, nach Triest zu gehen und die Freistatt in Oesterreich mit seiner Gemahlin zu theilen. Die Barke war ebenfalls so weit nach Süden verschlagen, daß sie in den Golf von Santa-Eufemia gerathen war und von dort in die Meerenge von Messina zur Umschiffung des Caps Spartivento, der Südspitze Italiens, nur noch einen kurzen Weg hatte. Im Adriatischen Meere blieb dann freilich noch bis Triest eine weite Fahrt, aber der König war doch von seinem unheilvollen Plane zurückgebracht; er war gerettet. Der Fregattenkapitän Barbara, welcher Murat's Barke führte, war ein geborener Malteser, als

guter Seemann bekannt; er hatte in frühern Jahren das Piratenhandwerk getrieben und war von Murat in die Marine genommen, nach und nach zu seinem jetzigen Range befördert und zum Baron erhoben worden; der König glaubte sich unbedingt auf ihn verlassen zu können. Barbara erhielt Befehl, nach dem Faro di Messina zu steuern. Aber er machte Einwendungen, daß er kein Wasser und keine Lebensmittel für eine so weite Fahrt an Bord habe, überhaupt, daß die Barke zu solcher Reise nicht geeignet sei; er schlug vor, bei Pizzo zu landen, dort habe er Credit und Bekanntschaft, er wolle ein anderes Schiff miethen, müsse aber, um bei den Behörden sicher zu sein, des Königs Pässe vorzeigen, welche er mit der Erklärung verlangte, daß er ohne dieselben nicht landen könne.

Dieser Einspruch gegen den bereits gefaßten Entschluß wirkte auf Murat wie der Stein im Wege auf eine bereits matt dahinrollende Kanonenkugel, welche durch dies Hinderniß neue Kraft und neuen Aufschwung erhält. „Man verweigert mir also den Gehorsam!“ rief er mit starker Stimme. „Wohlan, da wir hier aufgehalten werden sollen, so werde ich selbst landen, Ihr an meiner Seite! Das Schicksal will es! Mein Gedächtniß kann nicht in Neapel vergessen sein; ich habe dem Volke Gutes gethan, es wird mir beistehen!“

Barbara erhielt jetzt Befehl, landwärts zu halten.

Der König befahl den Seinigen, wie es an Schlachttagen nach dem Muster des französischen Kaiserheeres auch in seiner Armee stets geschehen war, große Uniform anzulegen; er selbst schmückte sich noch einmal mit aller Pracht.

Als die Barke das Ufer erreicht hatte, wollten die Offiziere an das Land springen; der König hielt sie zurück, er wollte der erste sein. So setzte er am 8. October mittags den Fuß wieder auf den Boden seines verlorenen Königreichs; mit ihm waren nur 29 Gefährten: die Generale Franceschetti und Natali, ein Militärbeamter, drei Kapitäns, drei Lieutenants, acht Sergeanten und neun Gemeine, außerdem drei Diener. Am Ufer standen einige arme Korallenfischer, welche den Fremden in schimmernder Tracht, den man ihnen als ihren König bezeichnete, mit einem Evviva! begrüßten. Auch Landleute liefen herzu. Der König aber eilte nach dem großen Platze des Städtchens, auf welchen das feste Schloß herniederschaut. Dort exercirte gerade die Stadtwache; einige Küstenkanoniere standen herum, welche noch Murat's Uniform trugen. „Da sind meine Soldaten!" rief er in großer Aufregung. „Vorwärts!"

An der Spitze des kleinen Häufleins gelangte er auf den Platz. Hier mußte er seinen ersten Erfolg gewinnen.

Achtes Kapitel.

Ein blutiges Ende.

Mit Staunen und auch mit Schrecken sahen die Bürger den kriegerischen Zug in ihre friedliche Stadt einbrechen; die Kanoniere starrten ihm neugierig entgegen.

„Erkennt Euren König!“ rief Murat mit hallender Stimme. Mehrere kannten ihn; es entstand eine große Bewegung, ein Rufen und Schreien, aus welchem die Stimmung nicht recht zu erkennen war. Von den Kanonieren kamen fünf herbeigestürzt, sich dem Könige anzuschließen; die Reihen der Stadtwehr lösten sich. Mehrere liefen davon, die Andern waren in leidenschaftlicher Aufregung.

Minuten sind kostbar in solcher Lage. Der König wollte die Menschen anreden, die ihm nur unschlüssig schienen, aber ein paar junge Leute stellten sich ihm in den Weg. „Sire! Verlassen Sie Pizzo, Sie sind von Feinden umgeben. Verlieren Sie keine Zeit!“

„Unmöglich!“ rief Murat.

Da sprang auch ein älterer Mann athemlos, als komme er weit her, zum Könige heran. „In die Berge, Majestät! Hinauf nach Monteleone! Ich will Sie führen!“

„Dich muß ich kennen! Wer bist Du?“ rief Murat.

Aber seine Generale drängten ihn, dem Rathe zu folgen, und er gab nach. „Folgt uns!“ befahl er den Kanonieren, die zu ihm übergetreten waren, und die kleine Colonne verließ in fest geschlossener Ordnung den Platz und die Stadt, ehe die Bürger, welche offenbar eine feindliche Gesinnung zeigten, zu einem Entschlusse gekommen waren. Alles war nun wieder im Marsch und stieg den Berg hinauf, wo der Weg nach Monteleone führt. Der König, von dem ersten Fehlschlag seiner Hoffnung geistig gedrückt, schien erschöpft und konnte nicht recht fort; der Marsch wurde langsamer, wie sehr auch die beiden jungen Leute, welche den König gewarnt hatten, zur Eile drängten. Der dritte, ältere Mann, der sich zum Führer erboten hatte, war nicht mehr zu erblicken. Murat wußte, daß er ihn schon früher einmal gesehen hatte, er konnte sich aber nicht besinnen, wo. Jetzt war auch keine Zeit dazu.

„Sind die Kanoniere gefolgt?“ Zwei waren mitgekommen. „Wo sind die andern?“ — „Sie kommen

nach!" Wirklich sah man sie den Berg heraufkommen, aber mit ihnen allerlei bewaffnetes Volk, das sie zu überholen suchten. Die jungen Männer beschworen den König, den Marsch zu beschleunigen; in Monteleone werde er treue Unterthanen finden, welche Blut und Leben für ihn einsetzen würden.

Aber der König wollte durchaus auf die Kanoniere warten, commandirte selbst „Halt!" und als ihn auch seine Offiziere mit Vorstellungen bestürmten, forderte er gebieterisch Gehorsam. Auch von der andern Seite liefen jetzt bewaffnete Einwohner herbei, die Kanoniere wichen vom Wege ab und schienen nur Zuschauer abgeben zu wollen. Da ging der König den Leuten furchtlos entgegen. „Kinder, bewaffnet Euch nicht gegen Euren alten Herrn. Ich komme nicht in böser Absicht nach Calabrien, ich will nur den Beistand der Behörden in Monteleone zu meiner Reise nach Triest suchen, wo meine Familie ist. Hättet Ihr mir Zeit gegeben, Euch Alles auf der Piazza der Stadt zu erklären, so würdet Ihr gehört haben, daß ich Pässe von den Monarchen besitze, die selbst König Ferdinand gelten lassen wird."

Sie hatten ihn wirklich angehört. Da trat aus der Menge ein Mann in Uniform hervor; seine großen Epaulettes gaben ihm das Ansehen eines Obersten, es

war aber die bourbonische Hauptmannsuniform. Rasch rief ihn der General Franceschetti an und ersuchte ihn, sie sicher nach Monteleone escortiren zu lassen.

Aber der Offizier erwiderte mit einem wilden Blicke: „Ich bin der Gensdarmeriekapitän Trenta-Capilli und Ihr werdet mir nach Pizzo folgen!“

Franceschetti riß ein Pistol hervor und drohte ihn niederzuschießen, wenn er den König nicht frei ziehen lasse; Murat verbot ihm aber laut, die Waffen zu gebrauchen. Seine kleine Truppe schloß sich fest um ihn und schlug, von allen Seiten umstürmt und bedroht, aus eigenem Entschluß den Rückweg nach dem Ufer ein, wo Barbara's Barke sie wieder aufnehmen sollte. Der Strand war erreicht, dort lag wirklich ein Boot bereit, derselbe Mann, den der König schon gesehen zu haben glaubte, war wieder da, er hatte sich des Ruders bemächtigt und winkte heftig. Wo aber war Barbara? Der Elende hatte den König und seine Begleiter an das Land geworfen und ihrem Schicksale überlassen. Man konnte seine Barke nur noch als einen schwarzen Punkt auf dem hohen Meere wahrnehmen. Dennoch trieben die Begleiter Murat's ihren Herrn, in das Boot zu steigen, und strengten alle Kräfte an, es flott zu machen, während die Soldaten den Feind abhielten und mehrere schon verwundet waren. „Wollt Ihr ihn entkommen

lassen?" schrie Trenta-Capilli den Bewaffneten zu und sprang hinzu, um selbst Hand an das Boot zu legen.

Da gab Joachim Murat Alles auf. Er rief seinen Soldaten zu, ihn mit ihren schwachen Kräften nicht länger zu vertheidigen, und überreichte dem Feinde seinen Degen. „Nehmt diesen Degen, Männer von Pizzo, der für Euer Vaterland einst mit Ruhm gekämpft hat; nehmt ihn, aber schont das Leben meiner Tapfern."

„Schonung?" rief Trenta-Capilli, aus dessen Augen der unversöhnlichste Haß sprühte. „Drei meiner Brüder sind auf Deinen Befehl gehängt worden —"

„Auf meinen Befehl Niemand! Sie sind Offizier, ich vertraue mich Ihrer Ehre an!" rief der König.

Aber ein wildes Hohngelächter war die Antwort. Sie fielen über ihn her und rissen ihm vom Leibe, was werthvoll schien; seine Brillanten, die er verborgen getragen, sein Geld, ein Creditbrief von 60,000 Franken Revenüen auf ein Banquierhaus in Neapel, seine Pässe, die Proclamation, die er verbreiten wollte, Alles ging verloren, und die Mißhandlungen, die er von dem wüthenden Haufen erdulden mußte, waren ihm bitterer als der Tod. Franceschetti, ähnlich gekleidet und decorirt wie er, hatte sich vergebens für ihn ausgegeben, um ihn zu retten; ein Kerl hatte schon die Axt gehoben, um ihm den Kopf zu spalten, er wurde aber noch zurückgerissen.

So wälzte sich die tobende Menge mit allen ihren Gefangenen nach Pizzo hinein, wo man sie sofort auf das Schloß brachte und sämmtlich in ein finsteres Gefängniß einsperrte, ohne sich um die Verwundeten zu kümmern. Da lagen sie nun durcheinander auf der Erde, die meisten Corsen wohl ihre Thorheit verfluchend, daß sie sich hatten zu diesem Zuge verblenden lassen. Der König saß in dumpfem Schweigen auf einem Schemel in der Ecke, seine Offiziere standen um ihn her in schweren Sorgen für ihn. Draußen aber tobte fort und fort das Wuthgeschrei der Menge, welche ihr Opfer verlangte.

Nach einer Stunde erschien wenigstens eine mitleidige Sendung von Essen, auch etwas Wäsche; gegen Abend aber verstummte plötzlich das Toben des Volks, und bald darauf trat ein Offizier in den Kerker, welchen der commandirende General in beiden Calabrien, Nunziante, auf die Meldung des Vorgefallenen mit vierzig Mann sicilianischer Infanterie geschickt hatte, um die Gefangenen zu übernehmen und zu bewachen. Dieser hatte die Mörderrotten, die nach Blut lechzten, sofort zerstreut und das Schloß besetzt; er kam jetzt, die Namen der Gefangenen zu verzeichnen.

„Ich bin Joachim Napoleon, König von Neapel“, sagte Murat, sich stolz vor ihm erhebend. Da schlug der Offizier die Augen nieder, verneigte sich achtungsvoll

und meldete sich als Kapitän Stratti mit seinem Auftrage, wobei er Murat Majestät nannte und ihn bat, ihm in ein anderes Gemach zu folgen. Der König lehnte das ab. Spät noch traf der commandirende General ein, der sich sogleich dem Gefangenen vorstellte. Er mißbilligte das gewaltthätige Benehmen der Einwohner von Pizzo, bedauerte aber wegen ihrer noch immer drohenden Haltung und seiner Verantwortlichkeit gegen den König, seinen Herrn und die alliirten Truppen, die Lage vor der Hand nicht ändern zu können, wie sehr auch dies Mißgeschick seine volle Theilnahme erwecke. Murat entließ ihn würdevoll. Für die Nacht wurden nun wenigstens Matratzen und Decken geschafft, doch kam wohl keine Minute Schlummer in das Auge des Königs nach den furchtbaren Scenen des Tages; er zählte die Stunden nach dem Ausrufen der Schildwachen, das jede Viertelstunde sich wiederholte.

Endlich tagte der Morgen. Jetzt erst, nach dem Zeugniß eines Leidensgenossen, fand sich ein Chirurg ein, um die Wunden zu verbinden, für welche Jeder, so gut er es vermochte, bis jetzt selbst gesorgt hatte. General Nunziante kam wieder, war aber verlegen. Er hatte für die Soldaten ein anderes Unterkommen angeordnet, den König bat er jedoch, sich noch vierundzwanzig Stunden zu gedulden, bis weitere Entscheidung von Neapel

eingegangen sein würde. Die Erklärung gab später ein Offizier der Wache. Murat war angeblich deshalb noch im Gefängniß geblieben, weil bewaffnetes Bergvolk in die Stadt gekommen, unter dem Vorwande, sich zur Verfügung gegen den feindlichen Einfall zu stellen, in Wahrheit aber, um den König zu befreien. Es waren Truppen aufgestellt und zwei Kanonen vor dem Schlosse aufgefahren worden, mit der Drohung, Feuer zu geben, wenn das Landvolk nicht nach Hause ginge. Dasselbe hatte aber unter der Anführung eines ehemaligen Briganten, welchen Murat einst begnadigt haben sollte, der Aufforderung getrotzt und sich erst in der Nacht verlaufen.

Am dritten Tage, den 10. October, wurde nun dem gefangenen Könige ein besseres, für ihn eingerichtetes Zimmer im Schlosse angewiesen; die beiden Generale durften bei ihm bleiben, die übrigen Offiziere wurden von ihm getrennt. Er frühstückte mit General Nunziante und mehreren sicilianischen Offizieren von dessen Begleitung, welche ein achtungsvolles Schweigen gegen den gefallenen Herrscher beobachteten; er selbst behauptete eine ernste Fassung. Dann schrieb er an seine Gemahlin, an den österreichischen commandirenden General in Neapel und an den englischen Gesandten; er übergab diese Briefe beim Diner an den General Nunziante, welcher sie an seinen Monarchen schickte. Doch hat sie König

Ferdinand erst, nachdem sein Befehl, welchen er bereits gegeben hatte, vollstreckt worden war, an ihre Bestimmung gelangen lassen. Mit Recht hatte Joachim Murat den Zauber seines Namens in Gedanken getragen; dieser Zauber hatte aber in anderem Sinne gewirkt, als er gehofft hatte. In einer andern Gegend als in Calabrien, wo Manches ihn durch seine blutige Strenge verhaßt gemacht, würde er vielleicht das Volk für sich begeistert haben; diese Möglichkeit hatte er nicht erprobt, dagegen war jener Zauber bei seinen Feinden mächtig geworden und hatte die Furcht erweckt, zu seinem Verderben. Als die Regierung die Nachricht von Murat's Plänen erhalten hatte, war sie in große Bestürzung gerathen; augenblicklich waren die Wachen verstärkt, Truppen in den Palast gezogen worden; man hatte die entschiedensten Muratisten verhaften wollen, aber den Muth nicht dazu gehabt; der Prinz von Canosa war mit unbeschränkter Vollmacht nach Calabrien geschickt, der österreichische Feldherr dringend gebeten worden, Detachements nach den bedrohten Punkten abrücken zu lassen. Seitdem hatte sich Alles geändert; der Telegraph, mit allen Armen arbeitend, hatte die Nachricht von Murat's Landung und seiner Gefangennahme nach Neapel gebracht, die Furcht war für den Moment zwar vorüber und man schämte sich ihrer vielleicht, aber sie mußte ja

zu einer ewigen Beunruhigung wieder aufleben, wenn der gefangene Löwe in Freiheit gesetzt würde. Ein St.-Helena gab es nicht für Joachim Murat, der in seiner Proclamation das Schreiben König Ferdinand's an Bianchi und den Herzogstitel wie die Erbauung des Palastes von Casa Lanza für diesen eine Nationalschmach genannt hatte, durch welche er zu seinem Unternehmen veranlaßt worden sei. Nunziante hatte also schon seinen gemessenen Befehl erhalten, aber er glaubte nicht, daß es Ernst damit sei, und hatte Vorstellungen dagegen erhoben. Darum versicherte er auch seinem Gefangenen, mit dem er an diesem und dem folgenden Tage speiste, aus wahrer Ueberzeugung, sein Herr sei menschlich und werde ihn gewiß seiner Familie wiedergeben. Diese Ueberzeugung schien ihn aber verlassen zu haben, als er am nächsten Tage zur Tafel erschien. Er war augenscheinlich verlegener als zuvor und erzählte, daß er eine telegraphische Depesche erhalten habe, welche nur die Worte gebracht: „Sie werden ihn einschließen —“ und dann unterbrochen worden sei. Murat verstand die Absicht des Generals nicht, der ihn vielleicht vorbereiten wollte, und antwortete nur, der Schluß der Depesche werde schon nachkommen, er hoffe, daß der König seinen Sieg nicht mißbrauchen werde.

Der Tag verging. Am 12. October kam der Com-

mandant der englisch-sicilianischen Flottille, welche im Tyrrhenischen Meere kreuzte, nach Pizzo und stellte sich Murat vor; dieser nahm die Gelegenheit wahr und verlangte, nach Tropea, einer nahegelegenen kleinen Hafenstadt, gebracht zu werden, wo er die Entscheidung des Königs abwarten wolle. General Nunziante wollte einwilligen, aber der Brite bemerkte, daß er wohl dazu erst die Erlaubniß seines Herrn einholen müsse, da Murat an Bord eines englischen Schiffes dessen Gewalt entzogen sein und unter dem Schutze der englischen Flagge stehen würde. So ging auch dieser letzte Hoffnungsstrahl einer Rettung verloren. Abends fing Nunziante wieder an von seiner Depesche zu reden und der König mußte endlich eine Absicht merken. „Was würden Sie thun“, unterbrach er ihn lebhaft, „wenn die Depesche Ihnen beföhle, mich vor ein Kriegsgericht zu stellen?“

„Dazu“, erwiderte Nunziante zögernd, „würde mich keine bloße Depesche bewegen, niemals! Diesen Befehl müßte ich, von der Hand des Königs unterzeichnet, durch eine königliche Stafette erhalten.“

Murat erwiderte nichts, sondern aß ruhig weiter. Als er die Tafel aufgehoben hatte, ließ er sich noch von Natali einige Scenen aus Metastasio's Dramen, die er liebte, vorlesen, legte sich dann zu Bett und schlief so ruhig wie lange nicht. Kein Gedanke an die Gefahr,

welche jetzt unabwendbar über seinem Haupte schwebte, kam in seine Seele. Er hatte sogar gegen seine Umgebung von einem Vergleiche mit König Ferdinand gesprochen.

Um Mitternacht ritt endlich die königliche Stafette, von welcher Nunziante gesprochen hatte, in das Schloß von Pizzo ein. Sie brachte die schriftliche Wiederholung des Befehls, welchen er durch den Telegraphen schon früher erhalten hatte; die Ausführung war durch seine Vorstellungen nur verzögert, aber nicht widerrufen worden. Der Befehl lautete, von demselben frühern Tage, den 9. October, datirt:

„Wir, Ferdinand, von Gottes Gnaden König beider Sicilien u. s. w., haben beschlossen und bestimmen, wie folgt:

Artikel 1. Der General Murat ist vor ein Kriegsgericht zu stellen, dessen Mitglieder von unserem Kriegsminister ernannt werden.

Artikel 2. Es wird dem Verurtheilten nur eine halbe Stunde Zeit gegönnt, um den Beistand der Religion zu empfangen."

Am 13. October früh, als der König angekleidet war, trat Kapitän Stratti bei ihm ein und ersuchte die beiden Generale Franceschetti und Natali, ihm zu folgen. Murat fragte, warum dies geschehe, erhielt aber keine andere Erklä-

rung, als daß es befohlen sei; draußen von beiden nochmals befragt, erwiderte der Offizier, daß eine Verhandlung aufgenommen werden solle. Die Generale wollten wieder zum Könige zurückgehen, wurden aber von der Wache daran verhindert und in das finstere Gefängniß zu den Offizieren und Soldaten geführt, wohin diese bereits um zwei Uhr in der Nacht wieder gebracht worden waren.

Murat, als sie nicht zurückkamen, fragte seinen treuen Armand, der zu ihm gekommen war, ob er nichts wisse. Da traten aber mit dem Kapitän Stratti noch drei andere sicilianische Offiziere herein, Armand wurde hinausgeschickt, und Stratti erklärte, der König werde vor ein Kriegsgericht, das in einem Nebenzimmer versammelt sei, gestellt werden, um Rechenschaft über die Motive seiner Landung in Calabrien zu geben.

Einen Moment war der Gefangene betroffen und wechselte die Farbe, doch faßte er sich schnell. „Herr Kapitän", sprach er stolz, „sagen Sie dem Präsidenten des Gerichts, daß ich mich weigere, vor seinem Tribunal zu erscheinen. Männer wie ich haben nur Gott Rechenschaft von ihren Handlungen abzulegen. Mögen sie ihr Urtheil sprechen, ich habe nichts mehr zu antworten."

Jetzt kam der Offizier herein, welcher zum Vertheidiger des Angeklagten bestellt war, ein Kapitän Sta-

race, sicilianischer Herkunft. Er stellte sich dem Könige vor und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, als er die traurige Pflicht meldete, die ihm auferlegt war. „Ich soll Ew. Majestät vertheidigen", sagte er, „und vor welchen Richtern!"

„Sie sind nicht meine Richter!" unterbrach ihn Murat. „Sie sind meine Unterthanen, und es ist ihnen nicht erlaubt, ihren Souverän zu richten. Ebenso wenig kann ein König einen andern König richten, weil keiner über seinesgleichen Gewalt hat. Die Souveräne haben keinen andern Richter als Gott und ihr Volk! Will man mich aber als Marschall von Frankreich betrachten, so kann mich nur ein Rath von Marschällen richten; wenn als General, von Generalen. Ehe ich zu der Niedrigkeit Ihrer versammelten Richter herabsteige, muß manche Seite aus der Geschichte von Europa gestrichen werden. Das Tribunal ist incompetent, es ist für mich eine Schmach."

Vergebens suchten Stratti und Starace ihn zu bewegen, nur einige Zeilen zu seiner Vertheidigung niederzuschreiben. „Ihr könnt mein Leben nicht retten!" sagte er. „Es handelt sich nicht um einen unparteiischen Richterspruch, sondern um ein vorherbestimmtes Todesurtheil. Die Männer, welche jenes Tribunal besetzt haben, sind nicht meine Richter, sondern meine Henker. Sagen Sie

nichts zu meiner Vertheidigung, Kapitän Starace, ich befehle es Ihnen."

Einige Augenblicke darauf, als die Beiden ihn verlassen hatten, um dem Gerichtshofe seine Weigerung zu bringen, erschien der Inquirent desselben und wollte die Generalien der Form wegen erledigen, indem er nach Namen, Alter und Vaterland fragte.

„Ich bin Joachim Napoleon, König beider Sicilien!" erwiderte Murat. „Sie wissen Alles. Entfernen Sie sich, mein Herr!"

Auch die andern Offiziere, welche ihm gewissermaßen zur Bewachung gegeben waren, mußten ihn verlassen und er blieb mit Stratti, dessen Benehmen sein Vertrauen gewonnen hatte, allein. Jetzt forderte das menschliche Gefühl in der Brust des Unglücklichen sein Recht und das Herz floß ihm in bittern Klagen über.

„Ich hätte den König für größer und menschlicher gehalten!" sprach er, im Zimmer auf und ab gehend. „Ich würde großmüthiger an ihm gehandelt haben, wenn er in meinen Staaten gelandet wäre und das Loos der Waffen ihn in meine Hände hätte fallen lassen. Ich bin kein Verbrecher, ich habe meine Hauptstadt nur durch die Gewalt der Waffen verloren und in keiner Weise meinen Titeln und Rechten, die mir durch Verträge auf das Königreich Neapel zugesichert worden

sind, entsagt. Hat ein gefangener Feldherr das Leben verwirkt? In Pizzo ist Freude über mein Unglück! Was habe ich gethan, um die Neapolitaner zu Feinden zu haben? Ich habe für sie die ganze Frucht langer Kriege und Mühen geopfert und lasse meine Familie arm zurück. Was frei ist in Neapels Gesetzen, ist mein Werk; ich habe eine Armee geschaffen zur Vertheidigung des Vaterlandes, ich habe das Volk von Neapel zu einem der angesehensten in Europa gemacht!" Er sprach dann mit Vorliebe von seinen alten Feldzügen, kam aber bald wieder auf die Gegenwart zurück. „Wie anders lasse ich dem Könige sein Land zurück, als da er sich 1806 nach Palermo flüchtete! In der Lage, in welcher ich mich befinde, hat er meinen Tod nicht nöthig, um sicher und unangefochten zu herrschen. Statt des grausamen Befehls, den er für mich gegeben hat, wäre es besser gewesen, dem Beispiel der alliirten Mächte zu folgen, die ihm den Weg vorgezeichnet haben, indem sie mir Pässe ertheilten, um mich meiner Familie wiederzugeben. Das wäre eines Königs würdiger gewesen, als diese Politik, die nur eine unbegründete Furcht bekundet und einst die Rache an ihm oder seinem Hause heraufbeschwören muß. Seine Großmuth gegen einen wehrlosen Feind hätte ihre Weihe durch die Geschichte erhalten. Statt dessen will man die Tragödie des Her-

zogs von Enghien wiederholen; ich soll dafür büßen und habe keinen Theil daran gehabt, das schwöre ich bei Gott, vor dessen Angesicht ich bald treten werde."

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Kapitän Stratti, ich fühle das Bedürfniß allein zu sein. Ich danke Ihnen für die Liebe, die Sie mir in meinem Unglück bewiesen haben, ich kann Ihnen meine Dankbarkeit nur in Worten beweisen. Seien Sie glücklich!" Weinend ging Stratti hinaus.

Unterdessen hatte das Kriegsgericht seinen Spruch gefällt. Dieser lautete: „Da Joachim Murat, durch das Geschick der Waffen in den Privatstand, in welchem er geboren, zurückgetreten, mit neunundzwanzig Genossen zu verwegenem Unternehmen nach Neapel gekommen ist, nicht um einen Krieg zu beginnen, sondern Aufruhr anzustiften, da er das Volk zur Rebellion aufgerufen, die legitime Souveränetät verletzt und einen allgemeinen Aufstand des Königreichs und ganz Italiens versucht hat, so wird er als öffentlicher Feind zum Tode verurtheilt, kraft des Gesetzes, das noch zu Recht besteht."

Es war ein Gesetz, welches Murat selbst gegeben, in vielen Fällen jedoch suspendirt hatte, das sich nun gegen seine eigene Person kehrte.

Der Referent des Tribunals erschien, um ihm anzukündigen, daß er zum Tode verurtheilt sei und dies Urtheil in

einer halben Stunde vollstreckt werden solle. Murat hörte das Urtheil mit kalter Verachtung an. Man bot ihm einen Beichtvater, er ließ ihn kommen; es war der Priester von Pizzo, Masdea mit Namen. „Sire", sprach der Diener des Herrn, als er vorgelassen wurde, „ich sehe Sie heute zum zweiten Male. Als Ew. Majestät vor fünf Jahren nach Pizzo kamen, bat ich um einen Beitrag zum Bau unserer Kirche, die seit dem Erdbeben vor siebenundzwanzig Jahren noch nicht völlig hergestellt war, und Sie bewilligten mehr, als ich hoffte. Darum wird meine Stimme auch heute nicht vergeblich bei Ihnen sein, da sie heute für ein höheres Gut sprechen wird, für Ihr ewiges Seelenheil." Der König hatte schon ein kurzes, aufrichtiges Glaubensbekenntniß niedergeschrieben, das er dem Priester gab; dann betete er mit ihm.

Und nun zur letzten irdischen Sorge! Er setzte sich nieder und schrieb:

„Meine liebe Karoline!

Meine letzte Stunde ist gekommen; in wenigen Augenblicken werde ich aufgehört haben zu leben, in wenigen Augenblicken wirst Du keinen Gemahl mehr haben. Vergiß mich nie; mein Leben war mit keiner Ungerechtigkeit befleckt. Leb' wohl, mein Achill, leb' wohl, meine Lätitia, leb' wohl, mein Lucian, leb' wohl, meine Louise; zeigt Euch meiner würdig vor der Welt! Ich lasse Euch

ohne Königreich, ohne Glücksgüter inmitten meiner zahlreichen Feinde zurück; seid beständig einig, zeigt Euch erhaben über das Mißgeschick; denkt, wer Ihr seid und was Ihr gewesen seid, und Gott wird Euch segnen. Flucht meinem Gedächtniß nicht; wißt, daß es mein größter Schmerz im letzten Augenblicke meines Lebens ist, fern von meinen Kindern zu sterben. Empfangt meinen väterlichen Segen, empfangt meine Küsse und meine Thränen! Behaltet stets das Andenken Eures unglücklichen Vaters im Gedächtniß! Pizzo, den 13. October 1815."

Dann schnitt er eine Locke seines Haares ab, legte sie in den Brief und gab ihn unversiegelt an den Kapitän Starace mit der Bitte, denselben nebst dem geschnittenen Stein, den man nach seinem Tode in seiner Hand finden werde, seiner Familie zu überbringen. Seine Uhr sollte sein treuer Diener Armand zum Andenken erhalten. Er bat noch, seine Generale Franceschetti und Natali sehen zu dürfen; es wurde ihm abgeschlagen.

„Wohlan denn!" rief er. „Zögert nicht länger, ich bin zum Tode bereit."

Die Thür seines Zimmers wurde geöffnet, draußen stand eine Section von zwölf Mann Sicilianern.

Festen Schritts, mit heiterem Angesicht trat er ihnen entgegen. „Schont das Gesicht, zielt auf das Herz!" rief er ihnen zu. Dann richtete er seinen Blick auf den

geschnittenen Karneolring an seiner Hand, welcher das Bild der Königin Karoline trug, und bot seine Brust den Kugeln. So empfing er die tödtliche Salve; es war um vier Uhr nachmittags.

Sein zerschmetterter Körper wurde in der Kirche von Pizzo beigesetzt.

Neuntes Kapitel.

Zu Frieden.

Eine düstere Befriedigung herrschte am Hofe zu Neapel, als General Nunziante die Vollstreckung des Blutbefehls meldete. Nur die Todten kommen nicht mehr wieder! König Ferdinand hatte bereits im Juni, noch aus Portici, ehe er in seine Hauptstadt einzog, dem Helden, welcher in sechs Wochen Murat's Armee zertrümmert und das ganze Königreich für seinen rechtmäßigen Herrn erobert hatte, seine Erkenntlichkeit bewiesen, hatte ihn zum Herzoge von Casalanza erhoben und ihm ein Jahrgehalt von 9000 Ducaten oder 15,000 Gulden verliehen, obgleich Bianchi den Antrag, als Generalissimus in neapolitanische Dienste zu treten, abgelehnt hatte. Jetzt wurde das Füllhorn der königlichen Gnade über diejenigen ausgeschüttet, welche den gefährlichsten Feind der Dynastie hatten vernichten helfen. Die Stadt Pizzo erhielt den Beinamen Fedelissima, die Treueste und ewige Abgabenfreiheit, der Gensdarmeriekapitän und ehe-

malige Brigantenchef im Dienste der Bourbons, Trenta-Capilli, welcher Murat um persönlicher Rache willen schon lange verfolgt und endlich seinen Zweck erreicht hatte, wurde zu einem höhern Grade befördert; den Beisitzern des Kriegsgerichts wurden andere Auszeichnungen, wenn auch nicht unmittelbar darauf, zu Theil.

Im Lande herrschte nach Stürmen Ruhe, und das leichtsinnige Volk, besonders in der üppigen Hauptstadt, gab sich bald wieder dem sorglosen, ausgelassenen Treiben hin, das nur Sinn für den Genuß des Augenblicks hat. Unter der glatten Oberfläche der allgemeinen Zustände, welche dem Spiegel des Golfs bei stillem Meere glich, konnten Tieferblickende aber manches drohende Anzeichen erblicken, welches künftige Stürme vorhersagte. Es gab eine Partei im Lande, welche einst von den Bourbons geliebkost und für ihre Sache gewonnen worden war; nicht die Häupter alle, die sich anderer Zwecke bewußt waren, als durch die Wiederkehr der alten Dynastie erreicht werden konnten, aber wohl der minder klare Theil derselben und viele aus den einzelnen Hütten der weitverzweigten Verbindung, deren Fehler der Mangel einer einheitlichen Organisation war. Diese Verbindung, von Murat's Regierung heftig verfolgt, hätte jetzt Anerkennung hoffen dürfen, aber ihre letzten Ziele, auf welche doch einige Streiflichter gefallen waren, er-

schienen so gefährlich, daß sie auch der wiederhergestellten Herrschaft ein Gegenstand des Argwohns wurden. Bald tauchte eine Gegenverbindung, die sogenannten Calderari (Kesselschmiede), auf, welche vom Polizeiminister, Fürsten Canosa, begünstigt, die Carbonari und ihre Zwecke eifrig bekämpfte. Wenige Jahre später und die Zuckungen der Revolution verbreiteten sich wieder über ganz Italien, besiegt und niedergehalten und immer aufs neue ausbrechend bis auf unsere Tage.

Aber auch die Strenglegitimen im Lande erfreuten sich nicht alle des vollen Sonnenscheins königlicher Gnade. Selbst der Fürst Hettore Angri, dessen loyale Gesinnung über allem Zweifel erhaben stand, hatte bei Hofe, als er sich beeilte, trotz körperlichen Leidens seinem zurückgekehrten Monarchen die Aufwartung zu machen, eine zwar ehrenvolle, aber kalte Aufnahme gefunden. Es war nicht genug, seine Gesinnung unter Murat's Herrschaft selbst auf die Gefahr der Verfolgung niemals verleugnet zu haben, man verlangte Action für die gute Sache. „In dieser Beziehung", hatte der Sohn des Fürsten Hettore bitter bemerkt, „steht Fra Diavolo, weil er im Solde der vertriebenen Dynastie seine Räuberbande geführt, höher als Sie, mein Vater, und die Mönche der Incoronata, welche für die Zuflucht, die sie ihm gewährt haben, mit Aufhebung ihres Klosters bestraft worden

sind müßten nachträglich zu den reichsten Pfründen gelangen.“ Der Fürst hatte ihm die Rede zwar verboten, und nie war ein Wort, das einer Anklage gegen den König ähnlich gesehen, über seine Lippen gegangen, aber zu Herzen mochte er sich die Aufnahme doch genommen haben, denn er ließ sich, als er zum ersten Male wieder zu einer Hoffestlichkeit eingeladen wurde, mit Krankheit entschuldigen und verließ bald darauf Neapel, um sich ganz auf seine Casa dell' Orme zurückzuziehen, wo er die Jahre der Fremdherrschaft zugebracht hatte. Hier aber erkrankte er nun wirklich von neuem, nachdem er die wiederholten Anfälle der letzten Zeit immer wieder mehr durch die eiserne Kraft seines Geistes als durch körperliche Festigkeit überwunden hatte, und daß er jetzt sterben müsse, war ihm vom ersten Moment, als ihn die Krankheit niederwarf, klar. Einmal hatte er sich darüber täuschen können, jetzt nicht mehr. Warum sollte er den Tod noch von sich abweisen, auch wenn es möglich gewesen wäre? Er hatte die Wiederkehr seines rechtmäßigen Monarchen, die sein heißester Wunsch gewesen war, erlebt, er war dadurch um eine bittere Erfahrung reicher geworden; seine Kinder konnte er niemals wiedergewinnen! Camillo hatte sich von einem Vorwurfe gereinigt, um sich desto schwerer mit einem andern zu belasten; er hatte sich unedler Verstellung be-

dient, um unter der Larve eines treuen Anhängers den Usurpator durch falschen Rath und geheime Anschläge mit einer verkappten Genossenschaft ins Verderben zu stürzen, nicht zur Wiederaufrichtung des legitimen Throns, sondern für phantastische, nie zu verwirklichende Ideale, deren Verfolgung von jeder Regierung als verbrecherisch gebrandmarkt werden mußte. Der Sohn stand dem Vater, seit er es gewagt hatte, ihm sein sociales und politisches Phantom in einer feurigen Rechtfertigung zu enthüllen, noch ferner, als er ihm in der Maske eines Muratisten gestanden hatte. Nur die äußere Form wurde zwischen beiden aufrecht erhalten, und es fiel dem Fürsten Hettore, da er seinen Tod nahen fühlte, nicht ein, Camillo wie vor zwei Jahren an sein Sterbebett rufen zu lassen. Anders mit Virginia! Sein Herz verlangte nach ihr; es war ihm, als könne er nicht in Frieden scheiden, wenn er sie nicht noch einmal gesehen und gesegnet hätte, sein armes, verstoßenes, gemißhandeltes Kind! Mit seiner greisen Schwester, welche wieder von ihrem Kloster herabgekommen war, um den Bruder zu pflegen, sprach er inbrünstig davon, und als er täglich schwächer wurde, quälte es ihn mehr und mehr, daß dieser Wunsch hienieden nicht mehr in Erfüllung gehen konnte. Wenn er sich nicht durch die freche Drohung des Deutschen, der nun den Tod seines Söldner-

handwerks gefunden, hätte bewegen lassen, wenn er die Furcht vor der Schmach in den Augen der Welt, vor welcher sein stolzes Haus seit einem Jahrtausend makellos dagestanden, überwunden und sein Kind, statt es jenem Fremdling hinzuwerfen, in die verborgene Freistatt des Klosters unter die Obhut ihrer strengen und doch liebevollen Verwandten gebracht hätte, welches Unglück, welche Leiden wären Virginia erspart worden! Aber freilich, er hatte damals ja nicht den wahren Zusammenhang ihrer und seiner Schmach gekannt, nicht geahnt, daß der Miethling, der ihre Hand begehrte, um seine Schuld an ihr wieder gut zu machen, ihn belogen und eine fremde Schuld für schnöden Lohn auf sich genommen hatte, daß sein Kind das Opfer eines Andern geworden war, der unter dem Beistande einer Gewissenlosen, welche Mutterstelle bei ihm vertreten sollte, und durch den Reiz des Geheimnisses, das seine Person umschwebte, das Herz der Armen gewonnen und ihren romantischen Sinn, ihre Harmlosigkeit gemißbraucht hatte. Das Alles war ihm erst enthüllt worden durch Virginia's Bekenntniß, als er auf dem Sterbebett lag, wie heute, wo er nicht mehr von demselben aufstehen sollte. Wo weilte sie jetzt? Sie war entflohen, um dem verhaßten Ehejoche, um den bösen Nachstellungen eines hinterlistigen Feindes, und der unrettbaren Schande zu entgehen, welche sie bis dahin künstlich von sich ab-

gewendet hatte. Wohin war sie geflohen? Alle Nachforschungen, selbst nach dem bekannt gewordenen Tode ihres Gemahls und der Entfernung seines Herrn, waren vergeblich geblieben; sie hatte Neapel, vielleicht Italien verlassen.

Frau Margherita strebte den Sinn ihres Bruders von diesen irdischen Sorgen, die ihn Tag und Nacht quälten, auf das Ewige zu lenken; im himmlischen Lichte sollte er Virginia wiedersehen, dort alle Zweifel in der Gnade des Allbarmherzigen gelöst finden. Aber wenn er auch eine Weile ihren Worten lauschte und Pater Francesco, seinem ehrwürdigen Beichtvater, der ihn keinen Tag verließ, ein frommes Gehör schenkte, immer wieder kam er mit heißer Sehnsucht auf sein Kind zurück. „Schafft sie mir, wenn ich ruhig sterben soll!" sagte er mehr als einmal, und die Schwester war tief betrübt um ihn.

„Wenn die letzte Hoffnung fehlschlägt", sprach sie zu dem Beichtvater, mit welchem sie Alles berieth, „wenn unser Bote zurückkommt und auch von dort keine Nachricht bringt, die auf eine Spur leiten könnte! Ich fürchte, daß seine Seele nimmer die Fassung gewinnen wird, sich von diesem zehrenden Gedanken ihrem ewigen Heile zuzuwenden!"

Der Pater beruhigte sie. „Der letzte Moment ist



nicht so nahe, wie Sie glauben, hochwürdige Frau; Sie können es an dieser Stimmung und Unruhe bemerken. Wenn der letzte feierliche Moment kommt, wird das Irdische von ihm abfallen, wie Schlacken vom lautern Golde."

Es war ein Bote schon vor längerer Zeit nach der Basilicata abgesandt worden, um der Frau, welche, aus Virginia's Dienst entlassen, bereits im Frühlinge nach ihrer Heimat zurückgekehrt war, noch einmal durch ernstliche Vorstellungen und reiche Versprechungen, wenn sie irgend etwas über den jetzigen Aufenthalt ihrer Herrin wußte, dies Geheimniß, das sie bis jetzt in Abrede gestellt, zu entlocken.

„Wenn der Mas' hingegangen wäre!" sagte die frühere Dienerin Virginia's zu dem alten Bartolo. „Der würde schon Gewißheit schaffen, und wenn die Gianna einen Eid geschworen hätte! Ich glaube aber, der Mas' Antonio könnte selber reden, wenn er wollte!"

„Das ist ein verstockter Sünder, Nina!" erwiderte der alte Diener. „Der Herr hätte ihn nicht wieder aufnehmen sollen oder wenigstens nicht so oft beurlauben, daß er seinem alten Handwerk nachgeht. Wir wissen alle, daß ihn der Murat vormals begnadigt hat, aber glaubst Du nicht, daß er mit bei seiner Gefangennahme thätig gewesen ist, da er von dort kam und die

Nachricht von der Erschießung des gewesenen Königs so frisch brachte? Wo ist er jetzt? Weißt Du's? Wir alle nicht."

„Bartolo! Vielleicht bringt er uns den einzigen Trost für unsern armen Herrn!" rief Nina.

Bartolo schüttelte den Kopf über diese voreilige Hoffnung. Der finstere Mensch, der mit Niemand unter seinen Mitdienern mehr verkehrte, als er mußte, war wohl nicht fähig, jene Hoffnung zu verwirklichen, auch wenn er gewußt hätte, wo die Tochter des Fürsten weilte, was Nina nur darauf gründete, daß das Mädchen, welchem Virginia eine besondere Vorliebe geschenkt, seine Nichte war. Er hatte vor einiger Zeit Urlaub gehabt zu einer weitern Reise, wohin und wozu, wußte Niemand. Von dort war er zurückgekehrt mit der Nachricht von Murat's Tode, welche dem kranken Fürsten, weil sie ihn zu sehr aufgeregt hätte, nicht mitgetheilt worden war. Seitdem war er wieder verschwunden und kein Mensch wußte, wer ihm eigentlich die Erlaubniß gegeben hatte. Auf ihn eine Hoffnung zu setzen, konnte wohl nur einer Frau einfallen, die sich in der Noth an jedem Strohhalm aufrecht zu halten sucht.

Und doch! Der Abend war schon tief eingebrochen; am Bette des Kranken, dessen Lebenskraft heute wunderbar aufgeflackert war, saß die Aebtissin und suchte, da

er so lebhaft sprach, ihn zu beschwichtigen, wie der Arzt, welcher draußen mit Pater Francesco Rücksprache nahm, ihr empfohlen hatte. Da öffnete sich unhörbar in ihren Angeln die Thür, und die unwillig aufblickende Margherita sah eine tiefverschleierte Frau in Trauerkleidern, ein kleines, ebenso gekleidetes Mädchen an der Hand, eintreten. Rasch erhob sich die Aebtissin, ihr Herz bebte; sie wußte, wer es war, noch ehe die Eintretende ihren Schleier zurückgeschlagen hatte. Und auch der Vater, von dessen Bette heute auf seinen Wunsch die Vorhänge hinweggenommen waren, wußte auf den ersten Blick, wer ihm nahte, und der laute freudige Ruf des Namens, der all sein Denken und Fühlen qualvoll beschäftigt hatte, verkündigte der Kommenden, welche Aufnahme sie fand.

Sie eilte zu ihm, sie kniete, wie damals, an seinem Bette nieder, heute nicht zur reuevollen Beichte, sondern um den letzten Segen des sterbenden Vaters zu empfangen. Er legte die Hand auf ihr Haupt, er sah das Kind an, das die Mutter ihm endlich gebracht hatte; konnte sie fürchten, daß er es verstoßen werde? Das Kind war schüchtern, wie sehr die Mutter es auch auf Alles vorbereitet und mit liebevollen Gedanken für die Begegnung zu erfüllen versucht hatte; es weinte still, als der fremde, blasse Mann, der hier so krank in seinem

Bette lag, die Hand segnend auch auf dies unschuldige Haupt legte, und schmiegte sich hülfesuchend an die Mutter, welche noch keines Wortes mächtig war. Neben ihr stand die Aebtissin mit gefalteten Händen; ihr Gebet stieg zum Himmel, daß nur jetzt der Herr noch ihres Bruders verschonen wolle, da es ja ein ewiger Vorwurf für seine Tochter sein müßte, wenn er jetzt abgerufen würde, durch ihren unerwarteten Anblick zum Tode erschüttert! Ihr Gebet wurde erhört. Der Kranke war mächtig ergriffen, aber es schien, als wolle ihm dieser Moment eher wohlthätig seine Lebensgeister aus ihrer Hinfälligkeit auffrischen, und er fand die Kraft, mit der Wiedergeschenkten zu reden, ihr mit Worten zu sagen, was er schon mit stummen Zeichen gethan, und sie aus vollem Herzen sein geliebtes Kind zu nennen. Leise hatte sich unterdessen auch Pater Francesco genähert; sein mild aufforderner Blick wurde von Virginia verstanden; sie küßte die Hand ihres Vaters, mit welchem sie nun schon unter mühsam bekämpften Thränen gesprochen hatte, und verließ mit dem Kinde das Zimmer, gefolgt von der Aebtissin, bei der sie nun ohne allen Rückhalt in einer langen, schmerzlichen Unterredung wohl eine Stunde verweilte, nachdem sie die Kleine ihrer Dienerin übergeben, welche sie hierher begleitet hatte.

„Ja, Tante Margherita!“ sprach sie, als beide sich

trennten, um die Ruhe zu suchen, deren sie gleich sehr bedürftig waren. „Nun komme ich zu Dir, die mir die Stätte schon lange bereitet hat. Mein Geschick hat sich erfüllt. Du hast die Sorge um das Einzige, das mich noch an die Welt fesseln könnte, von meinem Herzen genommen; für das geliebte Wesen, das keine Ahnung von Allem hat und nie haben soll, wirst Du sorgen, daß ihm ein sicheres und glückliches Erdenloos bereitet wird. Könnte es glücklich werden an meiner Seite? Ich habe Dir nichts verschwiegen, ich habe Dir auch die Schwachheit meines Herzens bekannt, das, nachdem es in seinem ersten Erwachen so bitter getäuscht, nachdem es von anderer Seite hart verletzt worden, noch einmal von Glück träumte. Das ist vorüber, ich habe diese Schwäche überwunden." Ihr Auge senkte sich vor dem prüfenden Auge der Aebtissin, das auf ihr ruhte, sie faßte ihre Hand und küßte sie, aber ihre Lippen zitterten. „Bei Dir werde ich den Frieden meines Herzens wiederfinden!" setzte sie bebend hinzu. „Und wie Du Beata heißt, so möge mir ein geweihter Name von gleich segensreicher Bedeutung werden, wenn ich den Schleier nehme."

Im Hause hatte die Ankunft der Gräfin die größte Theilnahme erweckt; unter den treuen Dienern, welche der Herrschaft am nächsten standen, knüpften sich sogar

Hoffnungen daran für die nochmalige Genesung des Fürsten. Diese Hoffnungen erfüllten sich jedoch nicht. Der Fürst lebte noch acht Tage, und der Arzt hatte gestattet, daß seine Tochter stets in seiner Nähe bleibe, weil diese, statt ihm durch Gemüthsaufregung zu schaden, vielmehr beruhigend auf ihn wirkte; viel sprach er nicht mehr, aber sein müdes Auge, wenn es auf Virginia ruhte, verrieth den innern Frieden, den er gefunden hatte. Am achten Tage verschied er sanft, ohne daß der Uebergang vom Schlummer zum Tode sich durch einen Kampf bemerklich machte. Nach Camillo hatte er nicht ein einziges Mal gefragt. Wo war der Sohn, der nun alle Titel und Besitzungen erbte? Wo weilte er, daß ihn gar keine Kunde von dem nahen Ableben seines Vaters ereilt hatte? Was' Antonio, welcher nach seiner Rückkehr von einer für ihn traurig verfehlten Unternehmung sofort wieder abgeritten war, um in entgegengesetzter Richtung dem sterbenden Herrn seine Tochter, welche er wohl zu finden wußte, herbeizuschaffen, hätte auch verrathen können, wohin Prinz Camillo sich gewendet hatte, aber ihn aufzufinden wäre nicht so leicht gewesen. Camillo war auf einer Reise durch die Provinzen begriffen, um für die Verbindung, von welcher er das künftige Heil Italiens hoffte, möglicherweise die ihr noch immer fehlende Einheit in der Leitung anzubahnen, und wenn er darüber

versäumte, den letzten Segen seines Vaters zu empfangen und ihm liebend die Augen zuzudrücken, so durfte der Mann, der seinem Ziele jedes Opfer zu bringen bereit war, selbst das eigene Bewußtsein der sogenannten Ehrenhaftigkeit des Handelns, nicht um persönliche Beziehungen klagen. Hätte er erreicht, was er anstrebte, so würde er auch nicht geklagt haben, aber seine Bemühungen waren wiederum an den alten Klippen, welche fast noch starrer als sonst hervortraten, gescheitert; es war ihm nicht einmal gelungen, den Plan für ein gemeinsames Handeln bei der veränderten Lage der Dinge und der Wiederaufrichtung des Alten in Italien festzustellen. Alles blieb vereinzelt, zerfahren wie bisher, und Camillo wurde in der Verstimmung, mit welcher er nach Neapel zurückkehrte, durch die Nachricht vom Tode seines Vaters schmerzlich getroffen.

„Wer war bei ihm, Tommaso, in seiner letzten Stunde?“ rief er.

„Die hochwürdige Domina und Ew. Durchlaucht Schwester“, antwortete Mas' Antonio, wohl wissend, welchen Eindruck seine letzten Worte machen mußten.

„Virginia!“ rief Fürst Camillo betroffen. „Sie ist zurückgekommen! Weißt Du mehr? Gestehe es!“

„Ich habe sie geholt“, erwiderte Tommaso. „Hier ist nichts mehr zu verleugnen nöthig. Als ich meinen

Herrn, der mir so viele Wohlthaten erzeigt hatte, zum Tode krank sah und hörte, daß er nicht sterben könne, weil ihm das Herz nach der Tochter schrie, da holte ich sie. Mir war's verunglückt, als ich den König, der mir zweimal das Leben geschenkt, retten wollte, meinem alten Hauptmann zum Trotz, obgleich er mich mitgenommen hatte als Helfershelfer; nun wollte ich wenigstens an meinem Wohlthäter, solange er noch lebte, ein gutes Werk thun. Sollte ich nicht wissen, wo die Principessa war, da meine Maddalena in ihren Diensten stand und sich oft genug von mir heimlich ab- und zurudern ließ, um ihr Nachrichten zu bringen?"

„Aber Du hast es immer dreist abgeleugnet, Dich sogar verschworen!" rief der Fürst.

Mas' Antonio machte eine achselzuckende Bewegung, die wenig Sorge über sein Unrecht verrieth.

„Ist meine Schwester noch in der Casa dell' Orme?"

„Nein, sie ist hier, das heißt, in der Villa. Sie bestellt ihr Haus, Durchlaucht, denn sie wird nun ins Kloster gehen."

„Unmöglich!" rief Camillo lebhaft. Doch faßte er sich, blickte den Diener eine Weile unschlüssig an und fragte dann, wer ihm von diesem Entschluß Kenntniß gegeben habe. Mas' Antonio nannte ihm seine Nichte Maddalena.

„Hast Du etwas von meinem Vetter Emilio gehört?" fragte der Fürst abbrechend.

„Unheilbar, sagen die Aerzte", erwiderte Tommaso. „Er soll sich einbilden, Tag und Nacht mit vielen hundert Schlangen zu kämpfen, die er um seine Glieder sich ringeln sieht; seine Wärter können es nicht schaudervoll genug schildern."

„Eine Frage noch, die Du aber der Wahrheit getreu beantworten mußt", sagte der Fürst, rasch ablenkend.

Mas' Antonio warf ihm einen schnellen Blick zu, der wie ein Blitz unter seinen schwarzen Augenbrauen hervorsprühte. „Wem gilt es, Durchlaucht?"

„Hat der junge Baron Orkum den Aufenthalt meiner Schwester erfahren? Hat er sie wiedergesehen?"

„Wenn ich Ja antworten könnte, so wäre ich ein reicher Mann. Er hat mir viel geboten, wenn ich ihm ausspüren könnte, wo die Frau Principessa sich aufhalte. Aber der Mas', wenn er auch gelogen und falsch geschworen hat, ist doch, wo er Treue gelobt, ein Galantuomo."

„Er ist doch noch hier?" fragte Camillo.

„Ja, Durchlaucht."

„Und meine Schwester in der Villa Angri? Wie ist es möglich, daß er dort nicht gefragt, sie nicht gefunden hat?"

„Sie ist erst gestern aus der Casa dell' Orme dort eingetroffen. Gefragt hat er mehr als einmal. Wenn er es heute nochmals versuchte, würde er sie schon finden."

„Nun, Tommaso, gehe und bringe der Gräfin meine Grüße, sag' ihr, ich würde sie noch heute besuchen, wenn ich könnte. Willst Du in meinem Dienste bleiben? Es versteht sich von selbst, daß ich die ganze Dienerschaft meines Vaters behalte, aber ich will es Jedem freistellen, zu bleiben oder zu gehen, besonders einem Galantuomo wie Dir. Denn wer bei mir bleibt, muß mir auch ganz dienen!"

„Ich verstehe Ew. Durchlaucht und glaube nicht, daß Sie mich brauchen können."

„Du bist ein trotziger Gesell, Tommaso, ich meine aber doch, daß Du nicht abtrünnig werden kannst. Oder hat Dir vielleicht Dein alter Hauptmann jetzt eine gute Stelle bei seinen Wölfen angeboten?"

„Eine Kugel vor den Kopf hat er mir angeboten", erwiderte Mas' Antonio kalt. „Eben weil ich ein Galantuomo bin, worüber Ew. Durchlaucht zu spotten belieben."

„Nun geh nur, Tommaso, wir werden uns doch wohl verständigen. Thue, wie ich Dir geheißen habe, und warte auf mich in der Villa. Da es aber nichts

mehr zu verleugnen gibt, so sage mir, wo ist die Gräfin Orkum bis jetzt gewesen?"

„Das werden Sie heute am besten von ihr selbst erfahren", versetzte der hartköpfige Mann, und Fürst Camillo entließ ihn, um Alles zu bedenken, was die erhaltene Trauerbotschaft ihm auferlegte. Erst als er allein war und seine Gedanken sich auf diesen einen Punkt richteten, fühlte er, wie stark in ihm doch trotz aller Entfremdung die Sohnesliebe geblieben war, und er wurde sehr traurig, daß Alles so hatte kommen müssen. Doch entriß er sich bald wieder dieser weichen Stimmung; er hatte die Pflicht, zu handeln, damit es in seiner Familie oder vielmehr mit der Einzigen, an welcher er noch hing, nicht noch trauriger würde als bisher.

Mas' Antonio kam ihm jedoch zuvor. Er machte einen kleinen Umweg und suchte die Wohnung des jungen deutschen Freiherrn auf, von welchem er seit längerer Zeit schon ganz anders dachte als einst, wo er gegen seine Nichte Maddalena so feindlich über ihn gesprochen hatte. Das hatte Maddalena bewirkt.

Fünf Monate waren vergangen, seit Alexander Orkum nach langer Haft als Opfer einer gewaltthätigen Militärjustiz, die vom Recht nur den Namen hatte, im Volkstumult ebenso gewaltthätig und rechtlos befreit

worden war, und nichts hatte ihm im Wege gestanden, das Land, wo er so ungerecht behandelt worden, zu verlassen. Aber es hielt ihn hier wie mit Zauberbanden fest; es wäre ihm gewesen, als scheide er mitten in einer Krisis unvollendeter Lebensgestaltung, wenn er jetzt sich von hier losriß. Von Woche zu Woche hielt er sich mit Hoffnungen hin, welche sich nur auf schwache Gründe stützten; er hatte zuerst mit sich selbst gar ein seltsames Spiel getrieben, als wolle er sich nicht gestehen, was doch alle Nerven seines Daseins belebte; er hatte den Grund längern Bleibens darin gefunden, daß er es seiner Ehre schuldig sei, eine förmliche gesetzliche Freisprechung von der wider ihn erhobenen Anklage nachzusuchen, weil er sich nicht dabei beruhigen könne, durch einen rebellischen Volkshaufen, der die Gefängnisse erbrach, in Freiheit gesetzt zu sein. Allen Ernstes hatte er sich, als die Unruhen sich gelegt hatten, die Oesterreicher eingezogen und die Behörden wieder in ihre Functionen getreten waren, mit einem Antrage auf Revision seines Processes durch einen ordentlichen Gerichtshof gemeldet und sich erboten, bis zu dessen Entscheidung entweder sich wieder einer angemessenen Haft zu unterwerfen oder Caution zu stellen. Aber dieser Antrag in seiner Gewissenhaftigkeit war doch allen, an welche er sich deshalb wandte, zu deutsch, in dem Sinne, was man

jenseits der Alpen darunter versteht, erschienen; er war mehrfach darüber geradezu ausgelacht worden, und selbst seine Landsleute, unter denen er einige Bekanntschaften gemacht hatte, waren nicht abgeneigt, ihn wegen dieser Idee zu verspotten. Welcher Gerichtshof konnte sich mit seiner Sache befassen, da die Anklage eine politische gewesen war und dasjenige, was man ihm einst als Verbrechen zur Last gelegt, sich durch den Umschwung der politischen Verhältnisse gegenwärtig in ein Verdienst verwandelt hatte? Auf eine bloße Formalität konnte es ihm doch nicht ankommen! Hier, wo man jetzt Alles null und nichtig betrachtete, was in zehn Jahren geschehen war, hatte der Fremde, dem sein Recht ja thatsächlich widerfahren war, da er unangefochten auf freiem Fuße stand, keinen Anspruch auf weitere Beachtung. Alexander konnte bald selbst nicht mehr daran glauben, daß nur diese Angelegenheit ihn noch in Neapel festhielt. Es war das mächtige Gefühl, das er als sündhaft so lange und so vergebens bekämpft hatte, das in der langen Zeit seiner Gefangenschaft eher erstarkt als erloschen war, da es sich, wie er meinte, von jedem frevelhaften Wunsche zu einer stillen und reinen Verehrung geläutert hatte, wie ja in frommer Vorzeit mancher Ritter sich in reiner Minne einer edlen verheiratheten Frau zum Dienst geweiht. Diese stille Naphthaflamme war aber schnell zu einer stürmischen

Glut emporgeflammt, als er bald nach seiner Befreiung Virginia vergebens gesucht und dafür den Tod ihres Gemahls vernommen hatte. Seitdem war nur ein Gedanke in ihm mächtig gewesen und hatte täglich seine Einsamkeit belebt; alle Bilder der schönen Stunden, die er in Virginia's Nähe verlebt, jeder Blick, den sie ihm geschenkt, jedes Wort, das er von ihrem Munde gehört hatte, besonders die unvergeßlichen letzten Tage, wo er mit ihr vereint gewesen war, lebten in seiner Seele in frischer Erinnerung — und sie war nun frei! Wohin aber hatte sie sich vor der feindlichen Welt gerettet? Bei ihrem Vater weilte sie nicht; das schöne Besitzthum, welches König Murat ihrem Manne geschenkt hatte; war wie alle Dotationen der fremden Offiziere von der wiederhergestellten Regierung eingezogen worden; Alexander hatte selbst auf den entlegenern Gütern des Fürsten Hettore, von denen sie ihm erzählt, Nachforschungen anstellen lassen, im Zwiespalt mit seinem Bewußtsein, daß er kein Recht dazu habe; ihren ehemaligen Gondolier hatte er zu gewinnen versucht, daß dieser ihm helfe; er war bei ihrem Bruder gewesen, als dieser nach kurzer Verbannung zurückgekehrt war; Alles umsonst! Mit Bangigkeit gedachte er einiger traurigen Worte, welche Virginia einst gegen ihn in einer trüben Stimmung hatte fallen lassen, und das Bild eines Felsenklosters schwebte ihm

vor; er sah den düstern Kreuzgang, sah eine zarte verhüllte Gestalt in Nonnenkleidern dort. Hätte er geahnt, daß sich dies Bild seiner Verwirklichung nahte! Aber er wies es stets von sich, wenn es vor ihm aufdämmerte und ihm das Herz schwer machte; er hielt das Vertrauen und die Hoffnung fest und richtete sein Auge über die öde Gegenwart hinweg in eine schimmernde Ferne voll Glück und Seligkeit.

Da stellte sich der erste Bote der Verheißung bei ihm ein. Mas' Antonio verkündigte ihm, daß Virginia in der Villa Angri eingetroffen sei. Längst erhofft, raubte die Nachricht doch Alexander alle Fassung, sodaß er einen Moment sprachlos stand und sich vor dem Diener schämen mußte. Dann beschenkte er ihn reich und verlor nun keine Zeit, damit die Geliebte ihm nicht wieder wie ein schöner Traum entschwinde. Mas' Antonio war früher als er in der Villa, aber er hütete sich, der Gräfin zu sagen, daß er den Deutschen benachrichtigt habe; er begnügte sich damit, ihr den nahen Besuch ihres Bruders anzukündigen. Sie hatte schon nach dessen Wohnung ein Billet schicken wollen, um ihn für den Fall seiner Rückkehr zu sich einzuladen; nun fühlte sie eine sanfte Beruhigung, daß er hier sei und daß sie ihn noch sprechen werde; die Kunde vom Tode des Vaters hatte er wohl schon, sie wollte Abschied von ihm

nehmen; es war ihr letzter Wunsch, ehe sie den schmerzlichsten Abschied nehmen mußte, der ihr noch bevorstand, den Abschied von dem Kinde ihrer Leiden!

Mit Giuditta wandelte sie noch einmal durch die Gänge des Gartens und trat hinaus auf den Punkt, von welchem die volle Schönheit des Golfs und seiner zauberischen Umgebungen zu überschauen war. Das kindliche Geplauder der Kleinen hörte sie kaum, dringende Fragen beantwortete sie zerstreut; ihre Seele versenkte sich still in die Erinnerung einer Stunde, welche sie einst hier verlebt hatte. Das oft geschaute Bild war ihr damals in dem Entzücken fremder Augen mit neuen Reizen ausgestattet erschienen; sie wurde traurig bis zum Weinen, der Seufzer, der ihren Lippen entfloh, war ein letzter Gruß in Gedanken, ein heißer Wunsch für das Glück des Freundes.

Da rief die Kleine plötzlich, als könne sie in der Seele ihrer Mutter lesen, hell und freudig einen Namen, welcher eben Virginia's Seele bewegte. Und wie diese, davon erschreckt, aufblickte, stand Alexander vor ihr. Beider Augen begegneten sich. Nur ein unbewachter Moment war es bei Virginia, die so ahnungslos überrascht worden war, und sie senkte sogleich ihre dunklen Augensterne zu Boden, aber ihr Blick hatte ihn mit namenloser Seligkeit erfüllt.

„Sehe ich Sie endlich wieder?“ sprach er mit bebender Stimme. „Es war eine lange, grausame Trennung!“

Sie hatte ihre Fassung noch nicht so weit wieder gewonnen, um eine ruhige Antwort geben zu können, aber er wußte, was sie unterdessen erlebt hatte, und konnte nicht erwarten, sie anders zu finden. Stumm reichte sie ihm die Hand, welche er zittern fühlte; das Kind, das sich ganz übersehen fühlte, rief noch einmal, jetzt vorwurfsvoll seinen Namen. Er neigte sich zu der Kleinen hernieder, küßte sie und sprach zu ihr mit der innigsten Liebkosung.

„Du gehst jetzt nicht wieder fort?“ fragte das Kind schmeichelnd.

Ihn durchzuckte es, doch war es der Augenblick nicht, Virginia, wie sein volles Herz ihn drängte, die Antwort auf die Frage des Kindes zu überlassen. Er mußte ihr Gefühl ehren, der Zeit ihr Recht lassen. Sie war durch seine Freundlichkeit gegen die Kleine noch tiefer bewegt worden, sodaß sie ihn nur leise bitten konnte, sie zu begleiten, und erst als er an ihrer Seite, nun auch verstummt wie sie und traurig, dahinschritt, fand sie Worte, nach seinem Schicksal und seinen Leiden zu fragen.

Er sprach nur kurz davon. Was er auch erduldet hatte, es war ja vorüber; er weilte in Virginia's Nähe,

wo für ihn einzig Leben war! An der Pforte des Hauses stand Maddalena; sie hatte ihn bei seiner Ankunft schon gesehen und ihm gesagt, wo er die Herrin finden werde. Als beide zurückkamen und das Kind an seiner Hand ging, heftete die Procidanerin einen langen, prüfenden Blick auf seine Züge, sie las aber kein Glück darin. „Sie haben mir eine Freude bereitet!“ sprach Virginia, als sie mit Alexander allein im Zimmer saß, nachdem die Kleine bei Maddalena geblieben war. „Ich hatte kaum gehofft, Sie noch einmal zu sehen.“ Ihre Stimme, welche anfangs so fest gewesen war, als ihre gemessenen Worte es bedingten, fing wieder zu beben an, doch fuhr sie mit erzwungener äußerer Ruhe fort: „Sie wissen, was mich betroffen hat, seit wir uns nicht gesehen haben. Ihr Oheim ist den Tod der Ehren gestorben, ich habe meine Vater verloren und werde nun fern von der Welt die sichere Freistatt suchen, die mir schon längst bereitet war.“

„Virginia!“ rief Alexander erschrocken, als er seine Furcht, die ihn nur zu oft heimgesucht hatte, begründet sah.

„Ja, mein theurer Freund, der Sie nur mein Glück wünschen, Sie werden mir den Frieden gönnen, den ich nur dort finden kann.“

„Frieden und Glück!“ rief er außer sich. „Und gäbe es denn außer der Klosterzelle kein Glück mehr für Virginia? Weiß sie nicht, daß ihr ein Freund lebt, der

sein Herzblut für sie vergießen würde, wenn er ihr das Glück damit erkaufen könnte? Wäre es ihr denn unmöglich, ihr Glück diesem Freunde zu vertrauen?"

Sie war von seinen leidenschaftlichen Worten erschüttert, die künstlich errungene Fassung, mit welcher sie ihm ihren Entschluß hatte verkündigen wollen, war wieder verloren; sie konnte nichts thun, als ihre Hand beschwörend gegen ihn aufheben und aus feuchten Augen ihm einen Blick schenken, der ihm danken sollte für seine Liebe, zugleich aber auch bitten, sie zu schonen. Dieser Blick jedoch riß ihn völlig hin.

„Virginia, weißt Du nicht, daß ich Dich liebe?" rief er. „Daß ich Dich geliebt habe vom ersten Augenblicke an, seit ich Dich gesehen? Und kannst Du mich verstoßen wollen in dem Moment, wo nichts mehr zwischen uns steht?"

„Vergessen Sie Alles?" fragte sie, mit Anstrengung ihre Kraft aufbietend.

„Die Kirche kann binden und lösen, sie wird ihre Einwilligung nicht versagen!"

„Und was sonst zwischen uns steht?" rief sie, schaudernd in der plötzlichen Erinnerung eines fernen blutigen Endes.

Er verstand sie nicht; ehe er jedoch antworten konnte, klopfte es stark an die Thür, und ohne die Erlaubniß abzuwarten, trat Camillo herein. Er hatte schon gehört,

daß Orkum hier sei, dennoch flog ein Schatten über seine Stirn, als er ihn erblickte und an der Fassungslosigkeit von beiden sah, daß sie sich schon verständigt hatten. Aber er hütete seine Gedanken, begrüßte vielmehr Orkum herzlich und umarmte dann seine Schwester, welche er seit dem Tode ihres Vaters zum ersten Male wiedersah. Seine Erscheinung gab Virginia ihre Seelenkraft zurück; sie war sich bewußt, daß sie nichts gethan oder gesprochen, das sie hätte bereuen müssen, und wie tief ihr Herz auch getroffen war, es blutete im Stillen; diese Momente der Prüfung mußten ja vorübergehen und der Friede, nach dem sie sich nun wahrhaft sehnte, sollte sie bald, von Allem getrennt, was jetzt noch ihre Seele schmerzlich gefangen hielt, in stiller Zelle umschatten. So dachte sie jetzt wenigstens. Als aber Camillo, nachdem er lange mit ihr über den Vater und die Familienangelegenheiten gesprochen hatte, den Freund, welcher dabei stumm, in sich versunken gesessen, bei der Hand nahm und in seiner vorgefaßten Meinung über dessen Hiersein plötzlich fragte: „Habe ich Recht, wenn ich mich nun Deines spät gefundenen Lebensglücks erfreue?" da wurde sie todtenblaß und erwiderte kaum vernehmbar: „Du irrst! Mein Loos ist bestimmt! Unseres Vaters Schwester hat mir die Stätte bei sich schon bereitet."

„Das kann nicht sein! Das wäre eine Sünde gegen

Dich selbst, gegen ihn und auch gegen Gott, denn es ist der innere Beruf nicht, der Dich in das Kloster führen würde!" Vergebens suchte Virginia ihn zu unterbrechen; er sprach in feurigen Worten mit siegreicher Beredtsamkeit weiter und vernichtete in wenigen Minuten das Werk, das die Aebtissin und der Beichtvater, beide aus wirklicher Ueberzeugung, auf scheinbar unerschütterlichem Grunde aufgebaut hatten. Welch einen Kampf beschwor er herauf! Als er die Hindernisse, die sie für unüberwindlich gehalten, mit Gründen niederwarf, als er ihren Entschluß so scharf verurtheilte und sie beschwor, sich nicht einem Phantome zu opfern, da war es wie eine Ritterthat für sie, daß Alexander, für dessen Glück Camillo sprach, ihn bat, sie nicht länger zu quälen, sondern ihr Zeit zu gönnen, sich mit sich selbst zu berathen, und in ihre Hand Alles zu legen, was sie allein zu entscheiden habe. Er stand auf, um sich zu verabschieden. „Willst Du ihn hoffnungslos entlassen?" rief Camillo. Und Virginia hätte nicht sie selbst, nicht der Gewalt ihres Herzens und des Moments unterworfen sein müssen, wenn sie Alexander's innig auf sie gerichteten Augen hätte widerstehen können! „Wir sehen uns wieder!" flüsterte sie und er nahm jetzt, mit freudigster Hoffnung erfüllt, einen schnellen Abschied. Camillo begleitete ihn hinaus, wo sein Wagen hielt.

„Gehen Sie frohen Muthes!“ sagte er. „Ihr Wunsch wird erfüllt. Sie haben die mächtigste Fürsprache in Virginia's Herzen. Daß jenes kirchliche Hinderniß Ihrer Verbindung beseitigt wird, sei meine Sorge. Ich verbürge mich für den Dispens und zwar vom Papste selbst.“

„Wie soll ich Ihnen danken!“ rief Alexander.

„Dadurch, daß Sie meiner Schwester ein reines Glück bereiten“, sagte Camillo warm. „Die Arme hat es in ihrem Leben noch nie gekannt!“

„Ich schwöre es Ihnen!“ rief Alexander aus vollem Herzen.

„Und lassen Sie die Vergangenheit begraben sein!“ fuhr Angri fort. „Wenn Virginia Ihnen davon reden will, geben Sie es nicht zu, Sie erzeigen ihr dadurch eine Wohlthat.“ Schnell von diesem Gegenstande abspringend, fragte er dann: „Wissen Sie von unserem neuen Laokoon?“ Alexander sah ihn verwundert an. „Ich meine unsern gemeinschaftlichen Widersacher“, fuhr er fort, „meinen Vetter Emilio. Ich nenne ihn Laokoon, weil sein zerrütteter Geist sich mit der schauerlichen Idee quält, von Schlangen umringelt zu sein, mit denen er fortwährend kämpfen muß. Ich selbst mag den Grund dazu gegeben haben, weil ich ihn einst einen Schlangengaukler nannte, worauf er immer wieder, da er sich wohl getroffen fühlte, in Gedanken zurückkam. Die Todesangst seiner

feigen Seele, als er sich von den wüthenden Volksrotten aus dem Wagen gerissen und sein Leben bedroht sah, hat ihn in ein Nervenfieber gestürzt, das in wilden Phantasien zu einer bleibenden Verstörung seines Geistes geführt hat. Er ist für unheilbar erklärt und dem Irrenhause übergeben worden. Wir müssen beide die Genugthuung, die er uns schuldig geblieben ist, in dieser Schickung sehen."

„Ich vergebe ihm von Herzen!" sagte Alexander, und Camillo kehrte zu seiner Schwester zurück, mit welcher er so viel zu besprechen und zu ordnen hatte.

Zwei Tage vergingen dem Liebenden in Furcht und Hoffnung; er zagte, daß er, dem Ziel seiner Wünsche so nahe gekommen, wieder hinaus in die öde Wasserwüste verschlagen werden könne. Am dritten Abende erhielt er jedoch von Virginia einen Brief, der ihn aller bangen Zweifel enthob und beseligt zu ihr führte, um die Bestätigung seines Glückes aus ihrem Munde zu hören.

Sie trat ihm entgegen, mit ihrem Kinde an der Hand, das sich sogleich von ihr losmachte und ihm freudig entgegeneilte. Er hob es an seine Brust und nahte der Mutter. „Meine Virginia!" rief er mit strahlenden Augen. Sie war in tiefster Bewegung, als sie das Kind an seinem Herzen sah, heiße Thränen perlten von ihren Wimpern; sie reichte ihm die Hand, und

als er sie sanft an sich zog, da ging es wie ein Gottesfriede durch ihre Seele; sie fühlte, daß sie nun endlich in guter und treuer Hut geborgen sei für das Leben.

Die Zukunft wurde bald, ohne der Welt irgend ein Einsehen zu gönnen, gestaltet. Camillo wußte, wie er versprochen hatte, durch seine Verbindungen in Rom den Dispens des Papstes für die Ehe der verwittweten Gräfin Orkum mit dem Neffen ihres Gemahls zu erlangen; der Priester von Acerra, der in alle Verhältnisse eingeweiht war, segnete das Paar in aller Stille ein, und gleich darauf reisten die Neuvermählten mit dem Kinde und der Procidanerin, welche ihre Herrin nicht verließ, nach Deutschland ab, wo Virginia am schönen Rhein eine neue Heimat finden sollte.

Die Gondel, auf welcher sie an das Schiff zur Ueberfahrt nach Genua gehen wollten, lag an der Ufertreppe; Mas' Antonio stand darin finster auf das Ruder gestützt und sah den aus der Villa Kommenden entgegen. Das einzige Wesen schied von ihm, das noch ein menschliches Gefühl in ihm wecken konnte, aber durfte er Maddalena zurückhalten? Er hatte ihr noch das schönste Korallenhörnlein als Amulet gegen jede Gefahr und Anfechtung gekauft und zur Erinnerung an ihn und ihr Vaterland mitgegeben; die heilige Jungfrau möchte ihr gnädig sein in der Fremde!

Virginia nahm von ihrem Bruder, den sie vielleicht nicht wiedersehen sollte, einen schmerzlich bewegten Abschied. „Laß mich bald hören", sagte sie, „daß Du ein wahres Glück für Dein Herz, eine liebende Braut gefunden hast."

„Ich habe eine solche!" erwiderte er ernst, mit einem stolzen Aufblick. „Eine hehre, strenge Braut; ob ich sie erringen oder für sie sterben werde, wer mag das wissen!" Seine dunklen Worte zu erläutern war nicht mehr Zeit, er drückte Virginia noch einmal an das Herz und blickte der Gondel nach, soweit er sie noch verfolgen konnte; das letzte Wehen des weißen Tuches seiner Schwester erwiderte er mit dem seinigen und kehrte dann einsam und gedankenvoll nach der Stadt zurück.

In Neapel wandte sich, nachdem König Murat's Ende die letzten Besorgnisse vor einer neuen Erschütterung der wieder aufgerichteten Herrschaft zerstreut hatte, allmälig Alles den frühern Zuständen zu. Was die Zwischenzeit unter fremder Gewalt geschaffen hatte, wurde beseitigt, mochte es auch an sich gut und wohlthätig sein. Bald fing es wieder an im Volke zu gähren; die Carbonari waren eifrig bemüht, das Feuer der Unzufriedenheit zu schüren und am Umsturze zu arbeiten, vor der Hand zu ihrem eigenen Verderben. Wenige Jahre nur,

so wurde Camillo's düstere Ahnung erfüllt; er starb für seine Ideale, deren Verwirklichung in ihrer Reinheit unmöglich war. Sein letzter Brief, welchen Mas' Antonio nach dem Rheinland brachte, war die erste Trauer, welche Virginia's neuen Lebenshimmel trübte; sie wurde dadurch erschütternd an Alles erinnert, was hinter ihr lag.

Aber sie war ja so glücklich; der Mann, dem sie ihre Zukunft anvertraut, hatte sich bewährt, wie sie ihn einst in der schönen Heimat gemahnt, an jenem Abende, als sie zum ersten Male von ihrem Gefühle zu ihm hingerissen worden war! Sie hatte ihm, wie sehr er sie auch gebeten hatte, die Vergangenheit ruhen zu lassen, längst ihres Herzens tiefsten Grund erschlossen, und er liebte sie darum nicht minder, ja er war gegen sie noch inniger, war ihrem Kinde der gütigste Vater; wie konnte sie sich der Trauer lange hingeben?

„Friede mit Dir, mein Camillo!" Friede mit ihm, mit allen, welche mir die heimische Erde deckt!"

Ende.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.